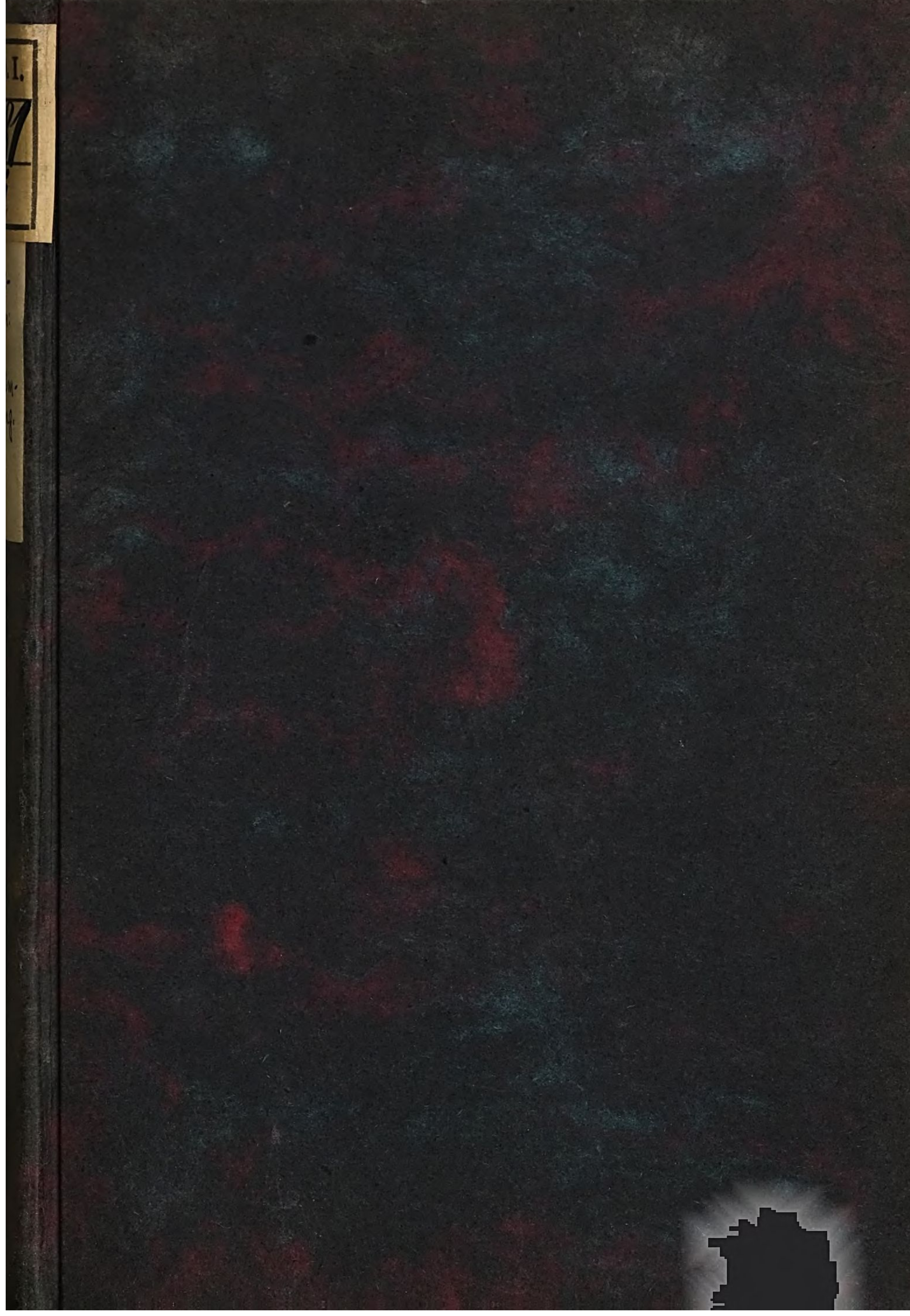




00. I.

Legemann

5581 $\frac{1}{2}$

3386

Hermann Stegemann.

Dorfdämmerung.

Roman aus dem Elsaß.



Büch 1892.
Verlags-Magazin.
(J. Schabelitz.)

186 B

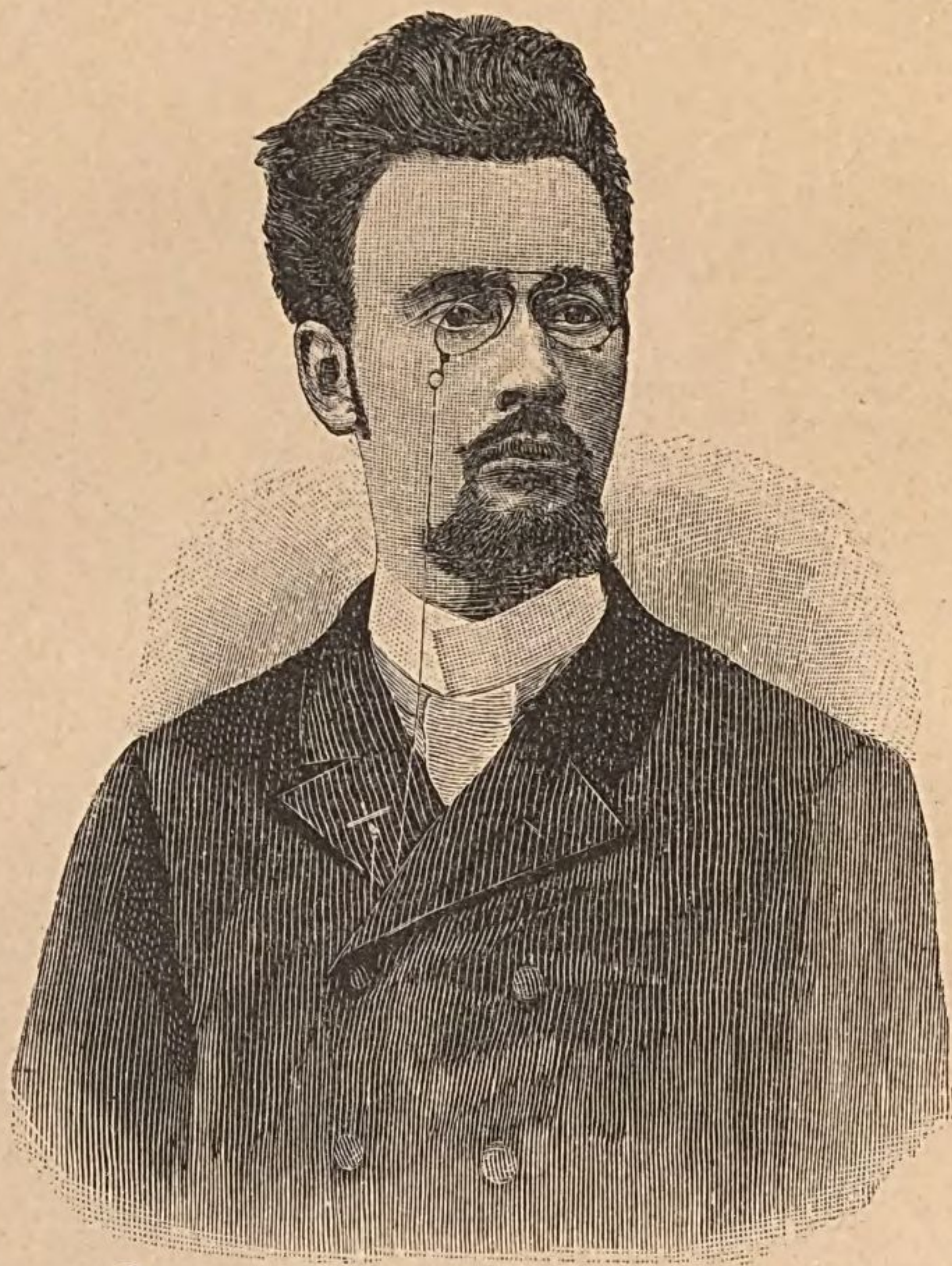
Mr. Paul Heyse

in steter Verehrung

S. V.

Zürich Nov. 91 Hermann Stegmann

Dorfdämmerung.



Herbert Stegeman

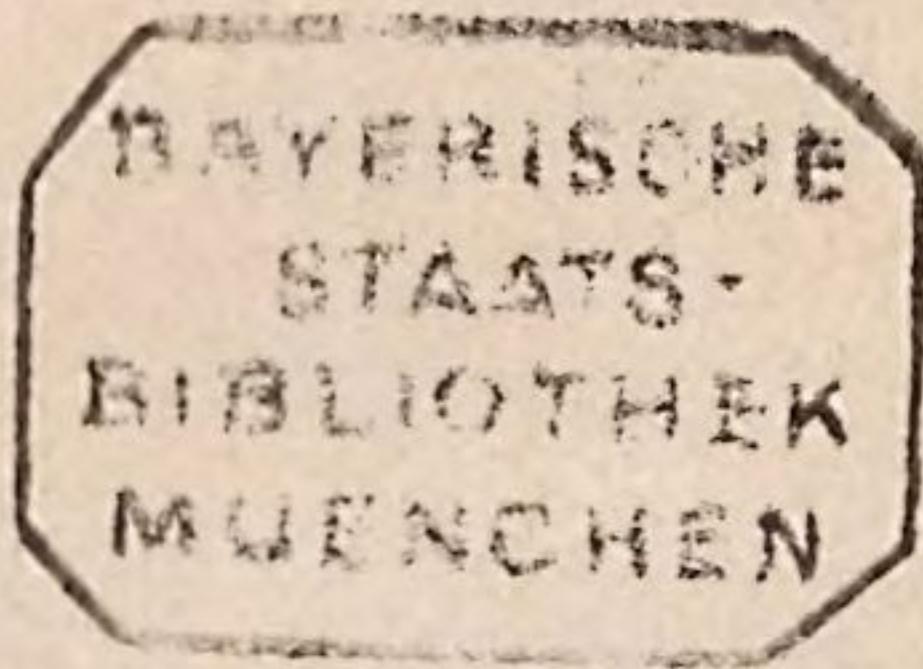
Hermann Stegemann.

Dorfdämmerung.

Roman aus dem Elsaß.



Zürich 1892.
Verlags-Magazin
(J. Schabelitz).



Alle Rechte,
insbesondere das der Uebersetzung,
gewahrt.

Druck von J. Schabelitz, Zürich.

Meinen Eltern

in Colmar

zu eigen.



Bueignung.

Ich leg' die Feder hin. Die letzten Seiten
Schrieb ich mit banger, arbeitschwerer Hand.
Nun laß' ich rasch zurück die Blätter gleiten,
Und wieder fühl' ich, was ich einst empfand.

Und wieder träumt der menschenstille Weiler
Vor meinen Augen, sonnenglanzumsprüht,
Fern am Gelände raucht der dunkle Meiler,
Im Aehrenfeld der Erntesegeu blüht.

Und schläfrig wölkt von sichelmüden Matten
Wie Weitherauch der Feime schwüler Duft.
Trotz Sommerglanz und Sonne sinkt ein Schatten
Auf Welt und Weiler aus der blauen Luft.

Erträum' ich's, oder steigt aus diesen Blättern
Nun auch der Brodem brauner Ackerflur?
Belebt mein Wunsch allein die steifen Lettern?
Regt sich ein Leben in der Beilenspur? —

Ich weiß es nicht, doch will ich mich bescheiden,
Wenn Euch daheim, am feuerfrohen Herd
Nach Lesung dieser, Eures Sohnes, Seiten
Ein traumhaft Schweigen bannt, das still mich ehrt.

Zürich, 26. September 1891.

Hermann Stegemann.

Erstes Buch.

Ein tiefblauer Himmel lag über dem Thal und schien sich rings auf die dunkeln Hochwälder und Bergkuppen aufzustützen. Die Sonne war im Niedergang. Auf der „Alten Straße“, welche von der Kreisstadt nach dem eine kleine halbe Stunde entfernten Dorfe führte, schritt ein Mädchen rüstig dorfwärts.

Hier und da stand ein breitästiger Nußbaum. Und wenn die Dirne eine der vielfachen Hebungen der Straße erreicht hatte, so vermochte sie über die zur Rechten goldwogenden Aehrenfelder auf die grünen Matten zu schauen, zwischen denen sich die neue, ebene Straße in zierlichen Windungen hinzog. Wohl einen Steinwurf weit jenseits der „Neuen Straße“ erhob sich ein Hügel, der Kalkberg. Aus dem Kalkofen schwoll schwarzer Rauch steil gen Himmel und stand eine Weile unbeweglich über dem Gipfel. Das gab der Höhe ein schier vulkanisches Aussehen.

Das Mädchen trug ein schlichtes, graues Kleid, aber einen zierlichen Hut. In seinen großen,

braunen Augen lag etwas Ungewisses, Suchendes. Jetzt schob sie den kleinen Handkorb von dem rechten in den linken Arm.

Ein einzelnes Haus hatte sich an der Straße, dicht hinter einem Anstieg, in den braunen Ackergrund gewühlt.

Von drüben schwang sich die „Neue Straße“ in einem kühnen Bogen heran. Und dort, wo die beiden Wege sich vereinigten, stand ein mächtiger Bildstock, ein Christusbild. Die Mutter des Herrn und der Jünger, den er lieb hatte, sahen zu dem Könige der Juden empor.

Das Mädchen befreuzigte sich und schritt die Dorfstraße entlang. Zu beiden Seiten erhoben sich die Häuser. Meist war die Giebelseite wegwärts gerichtet, und alteingegrabene Hofzeichen schmückten das Gebälk. Die Kirche mit dem niedrigen, stumpfen Turm drohte streitbar von dem zinnenumschlossenen Gottesacker herab.

Ihr gegenüber, einige Schritte weiter, reckte ein Wirtshaus den Vorübergehenden sein Merkschild entgegen: „Zum weißen Kößlein“ stand darauf zu lesen, und ein weißes Kößlein war darauf zu sehen.

Das Mädchen raffte den Rock auf und übersprang die breitmoorige Pfütze, in der die Enten ihr gräusvolles Unwesen trieben.

Aus dem kleinen Garten, der sich an der Stirnseite des Hauses hinzog, quoll ihr betäubender

Gasminduft entgegen. Eine Wildweinlaube bot kühlen Zechraum. Und dort saßen auch ihrer Zwei und tranken. Als das Mädchen die Schwelle überschritt und in das Haus trat, richtete sich der Eine hastig empor.

„Nom de pipe, häsch's gjah?“

Er that einen Schritt aus dem Laubdunkel und sah durch die offenstehende Thür in die Stube hinein.

Seine Augen blickten froherstaunt.

„Scho widder amoureux!“ spottete der Andere.

Es waren zwei Städter, junge Leute, die in den Schenken der nächsten Dörfer Bescheid wußten.

Der Blonde mit dem lebensfrohen Gesicht nahm wieder Platz.

„Die müeß no nit lang do se, i ha sie no nie gjah.“

„Eh bien, mir wann¹⁾ lüege,“ meinte der Andere, ein schlanker Jüngling mit bleichem Antlitz und jungzartem, schwarzem Schnurrbart.

„Mir sage, 's isch z'heiß do inne.“

Und sie nahmen Flasche und Gläser und begaben sich in die Schenkstube.

Die Hausfrau saß in der Fensternische. Sie hatte die Hände verbunden. Glanzloses, graues Haar stahl sich unter der weißen Haube hervor. Ihre

¹⁾ wollen.

Augen blickten leer und gläsern und auf dem zerfurchten Antlitz lag eine bläuliche Röte. Sie war allein.

Es war gar leicht mit ihr in's Gespräch zu kommen und sie gab willigen Bescheid. Ihre heisere, weinerliche Stimme erfüllte das Gemach.

„Mini Tochter isch's, ihr liewi, güeti Herre. Jo, jo, i ha gar güeti Kinder un' unser Louisele isch toujours im Frankrich, awer jek' hätt's congé bekumme f'r zwei Monet.“

Sie stierte einen Augenblick vor sich hin. Dann stand sie auf und schlürfte langsam, an Tisch und Stuhl sich haltend, nach dem Schenktisch, den ein Gattenverschlag von dem übrigen Raume trennte. Gläser klirrten, man vernahm ein glucksendes Geräusch, dann kehrte die Frau wieder zurück. Ihre Augen blickten bewußter, ihre Schritte waren sicherer, und wiederum begann sie ihr singendes Gespräch.

Sie erzählte, daß ihre Tochter Erzieherin sei, Englisch spreche und Klavier spiele.

Aber kein Mutterglück, keine Herzensfreude sprach aus ihren Worten. Und nun brach sie plötzlich ab und bejammerte ihr eigen Schicksal, ihr Leiden, ihre Krankheit. Sie redete von ihrem Ende. Es sei nicht mehr weit:

„Noch e baar Wuche, derno isch's ferdig un' i ha so güeti Kinder. — Mi armer Mann! Sallem

wurd's ahdüeh,¹⁾ wenn i nit meh' do bin. Jo, jo." — —

Sie schwieg und schaute mit gläsernem Blick in's Leere. Die Röthe war ihr bis über die graue Stirn gestiegen.

Den beiden Zuhörern ward es unheimlich, sie wollten gehen. Da trat das Mädchen hastig über die Schwelle. Als sie die Mutter erblickte, wurde ihr Antlitz noch bleicher und die gewölbten Rippen preßten sich auf einander. Sie half der Zitternden empor und führte sie hinaus. Stumm that sie es, ohne Gruß, nur ein kurzer Blick traf die Gäste.

Diese atmeten auf.

„Dieu merci, i hatt's nimm üsghalte,“ murmelte der Blonde.

„Weisch,²⁾ was in der Alte' fahlt, Charles?“ fragte sein Genosß.

Er sah ihn an:

„Sie wurd halt verfindscht³⁾ se.“

„Sie trinkt,“ antwortete der Andere.

Charles machte ein ungläubiges Gesicht.

Das Erscheinen des Mädchens hemmte das Gespräch. Sie trat näher.

„Nix f'r ungüet, m'ssieurs, d'Müetter isch halt krank.“

¹⁾ anthun. ²⁾ Weist. ³⁾ Kindisch.

Sie sagte es gleichgültig. Wiederum trat das Ungewisse, Suchende in ihr Auge. Charles wurde es heiß um's Herz, als er ihr in das bleiche Gesicht sah. Ihre Gestalt erreichte kaum die Mittelgröße, aber ihre Schultern waren rundgebildet, ihre Weichen schmal. Die Hand, welche sie auf den Tischrand stemmte, erschien klein und schwerer Arbeit ungewohnt.

Sie bezahlten und brachen auf. An der Schwelle bot ihr Charles die Hand. Das Mädchen hatte es ihm angethan, was ihm freilich schnell geschah. Er umspannte die kleine Hand mit heißem Druck.

„Au revoir, mademoiselle Louise!“

Da trafen sich ihre Blicke. Die Pupillen des Mädchens schienen sich zu weiten, ihre Rippen zitterten.

„Au revoir!“ Sie sagte es ausdruckslos und löste ihre Hand.

Als Charles sich an der Gartenpforte nochmals umwandte, stand sie auf der Schwelle. Ihre Augen suchten in der Ferne.



• Schritt man die breite Straße des Städtchens hinauf, das inmitten des Thales auf einem vorgeschobenen Hügel gelegen war, so traf man unmittelbar auf ein altes Haus.

Trozig, breitstirnig stand es da, und die Straße war genötigt, seinethalben in einem scharfen Winkel abzubiegen. Nur ein schmales, steiles Gäßlein hatte Raum gefunden, an dem Gebäude entlang in der ursprünglichen Richtung der Hauptstraße weiter zu ziehen.

Es führte an den Stallungen und Scheunen vorbei, welche sich im Schutze des Vorderbaues ausdehnten, den Küchlein gleich, die unter den Flügeln der Henne hocken.

Der alte Xavier Sterzlin saß neben der Hausthüre. Er hatte den linken Arm auf eine leere Futterkrippe gestützt und hielt in der Rechten die kurze Thonpfeife mundgerecht. Behaglich schweigsam saß er vor seiner Väter Haus. Er selbst zählte schon zweiundsechzig Jahre, und Haar und Bart waren ergraut. Aber noch ging er aufrecht, und

die Sense mußte er nicht minder gewiß zu führen als das doppelrohrige Gewehr, sein Jagdstolz.

Der Zugwind, welcher das Rosengäßlein herabkam, trieb die bläulichen Rauchwolken aus der Kurzpfeife um die Ecke des Hauses.

Nur selten kam Jemand vorüber, denn es war gegen drei Uhr Nachmittags. Auf der anderen Seite der Straße saß ein Schuhmacher in der geöffneten Thüre seiner Werkstatt und trieb die Vierkantnägel in den zehenbreiten Bauernschuh.

Die Tauben schritten nickend in der trockenen Rinne einher, und ein verliebter Tauber erging sich in ritterlichen Gunstbezeugungen.

Dem Hause Sterzlin gegenüber mündete eine andere größere Straße, welche steil von dem Hügel herabkam. Und wo sie mit der Hauptstraße zusammentraf, stand etwas nach links verschoben ein mächtiger Röhrenbrunnen.

Das Wasser rauschte und der Tauber gurrte, des Schuhmachers Hammer gab den Takt an und wie ein Ruhebild des Alters saß der Xavier Sterzlin müßig im Schatten seines Hauses.

Die Thüre war geöffnet. Hell glänzten die sandbestreuten Stufen der Treppe, welche in den Oberbau führte.

Unmittelbar zur Linken des Einganges befand sich ein großes Gemach. Die Stützbalken traten aus der Decke hervor und ruhten auf einem arm-

gewaltigen Strebepfeiler. Gleichsam in dessen Schutze stand der braune Kachelofen mit den fraßenverzierten Ecken. Auch hier war der Estrich mit Sand bestreut. Zwei Strohstühle fühlten sich augenscheinlich beengt in der Nachbarschaft der schweren Eichenholzstühle, welche an den Wänden umherstanden. Drei Fenster erhellten den Raum, sie selbst waren klein, aber der Scheiben gab es viele. Steifsaubere Vorhänge hingen in unschönen Falten herab. Hirschgeweihe und Kiehkronen waren allenthalben angebracht. Ueber dem schmucklosen Spiegel an der schmalen Hinterwand saß ein großer Kauz und stierte mit seinen Glasaugen zu der schweratmenden Wanduhr hinüber.

Die Thüre, welche in die Küche führte, wurde mit dem Fuße aufgestoßen. Eine Magd, welche eine Last Gläser und Schüsseln trug, trat ein. Ihre Holzschuhe knirschten auf dem Fußboden. Sie war hochgewachsen, hatte ein rohgesundes Gesicht und die Kraft eines starken Mannes in den muskelgeschwellten, nackten Armen. Das dünne Kattunkleid hing glatt herab, aber ihr gedehnter Schritt ließ die Kniee deutlich hervortreten.

Sie setzte ihre Last auf den mächtigen Schrank nieder, welcher an der Wand nach dem Rosengäßlein hin stand.

Geräuschvoll ordnete sie Glas und Porzellan in den breiten Gefachen, wo sie staubfrei sichtbar

waren. Irdene, gefärbte Krüge nahmen den Ehrenplatz ein, wohl die armen Erinnerungen an germanische Methkübel.

Rosalie — so war der Hausmagd Name — gähnte und reckte die Arme empor, so daß die Brust, des Schnürleibs ledig, unter der flachen Jacke scharf hervorsprang.

Dann ging sie in die Küche zurück, in welcher dunkle Mückenschwärme brummend um den Wasserstein schwirrten. Die Hälfte des Raumes nahm der gewaltige, aufgemauerte Herd ein. Ueber ihm weitete sich der schwarze Kamin.

Nun schwang die Magd einen Kübel auf den Kopf und trat durch die niedrige Thür, welche sich rechts hinter der Treppe befand, über den Vorflur auf die Straße. Als sie an dem Alten vorüber nach dem Brunnen schritt, erhob sich der Xavier. Er klopfte die Pfeife in der linken Handfläche aus, sah noch einmal die Straße hinunter, dann zu dem blauen Himmel empor und ging in das Haus.

Als er im ersten Oberbau die Kammerthüre öffnete, blieb er erstaunt stehen.

In der Fensternische saß seine Frau. Noch hielt sie den weißen Baumwollstrumpf in der Hand. Aber die Stopfkugel war auf ihren Schooß gerollt. Die großöhrige Nadel in der Rechten, den Kopf mit der schwarzen Haube und dem Lilaband nach vorn geneigt, saß Frau Ursula in dem Armessel und schlief.

Ein Sonnenstrahl, der sich schmalgolden durch die Blende des Oberfensters zwängte, zitterte über ihr Haupt hin und tauchte in den kleinen Weihkessel an der Rückwand. Bräunliches Lichtdunkel lag in der Kammer.

Als der Xavier die Thüre öffnete, sprangen die Stäubchen im Sonnenstrahle zum Tanz an.

Frau Ursula aber schlief. Und leise trat der Alte in die andere Fensternische, den Weg vorsichtig über den Fuchspelz nehmend, damit er sein Weib nicht erwecke. Dort brachte er sich in dem Gleichstück zu Mutters Sessel zur Ruhe. Und wie er sich in das Polster lehnte, kam ihn die Erinnerung an.

Geschah ihm das doch zuweilen, wenn er an heißem Sommertag in kühler Kammer saß, dem Schläfe wehrend und ihn trotzdem nährend, während auf Feld und Flur, auf Straß' und Stadt die Sonne drückte.

In zweiter Ehe hatte die Ursula Schenk den Xavier Sterzlin geheiratet. Der brustkranke Baptist Schenk war zuvor ihr Mann gewesen. Es war eine stille, kinderlose Ehe, die der Eltern Wunsch und der Ursula Hingabe gefestigt hatte. Als der Baptist dem Verlöschen nahe war, wohl ein Jahr vor seinem Heimgang, hatte der Xavier Sterzlin in seiner Gerberei zum Rechten gesehen und war alltäglich in ihr Haus gekommen.

Der Baptist saß in seinem Sessel auf dem Vorbau, dicht über dem dunklen Bach, in dem die Kindshäute lagen.

Und er hatte noch weitsehende Pläne, Hoffnungen und Entwürfe, die mit Jahren rechneten. Seine Frau trat stündlich auf die Schwelle, sah anscheinend gleichgültig über die Hochbrüstung in den Krautgarten hinüber, in Wahrheit aber suchte sie des Kranken Antlitz und lauschte auf seinen Odem. Dann trat sie wieder zurück und hielt das Gesinde zur Arbeit an. Das sah der Xavier, der weitab von dem Siechen, am anderen Ende des Vorbaues saß, damit der Tabakrauch ihm nicht die Brust beenge.

Und täglich, wenn er von dem Rosengäßlein herüberkam, fragte er die Ursula:

„Wie dhüet's¹⁾?“

Und sie antwortete:

„Es isch ihm lichter²⁾“ — oder — „nit güet.“

Dann ging er hinauf. So lernten sie einander kennen.

Und als die Stunde gekommen war, als der Baptist — der noch am Tag zuvor von Hoffnungen gesprochen hatte, deren Blütenbäume Jahre des Wachstums heischten — nun in weißen Linnen und schwarzer Totenweste auf dem Ehebett lag, da

1) thut's. 2) leichter.

war es der Xavier, welcher der Ursula die Schickung tragen half.

Nach dem Tode ihres Mannes verkaufte Ursula das Anwesen und zog zu ihren Eltern hinaus, die in Rihlingen wohnten. Zweiundzwanzig Jahre hatte sie gezählt, als der Baptist sie nach der Hochzeit im zweispännigen char-à-bancs von dem Dorf in die Stadt fuhr. Mit dreißig Jahren kehrte sie heim in das Elternhaus. Ihre Schwester hatte unterdessen in die Schweiz hineingeheiratet, und ihr jüngerer Bruder stand just bei dem Militär. Bald hatte sie sich wieder eingelebt in das dorfstille Bauernleben.

Jeden Sonntag Nachmittag, nach der Vesper, fand sich Xavier auf dem Hofe des Schwarzhauer Günsti¹⁾ ein und ging mit dem Bauer müßig durch Stall und Scheuer.

Und als es sich zum zweiten Male jährte, daß die Ursula in's Dorf zurückgekehrt war, begann ein rühriges Schaffen in dem alten Hause. Der Xavier Sterzlin führte bald darauf die Ursula in sein Heim in der Stadt am Rosengäßlein.

Sie eigneten sich gar gut für einander. Sie sprachen nicht viel, waren festmütig und arbeitsam und wußten hauszuhalten.

Ein Jahr darauf lag der kleine Charles in der

¹⁾ August.

Wiege mit dem groben Schnitzwerk und verkündete durch unverständliche, aber weithin vernehmbare Weisen seine Lebenslust.

Da ließ der Xavier mehr denn einmal die Thonpfeife erlöschen und sah auf seinen Buben nieder. Einzelne graue Fäden waren bereits in seinem kurzgeschnittenen Rundbart hängen geblieben, einundvierzig Jahre zählte er, und wenn der Bub Alarm schrie, sagte er:

„Des git e rachter Büe, er hätt scho mini Stimm’.“

Als Charles zwei Jahre alt war, brach der große Krieg aus.

Das war eine böse Zeit.

Auch der Xavier war mit hinausgezogen als garde mobile. Noch mußte er zu erzählen, wie sie hinter Belfort in dem trockenen Kanalbett gelegen hatten. Ihre Chassepots knallten, während die Kugeln der Preußen über sie hinflogen, ohne sie zu erreichen. Aber plötzlich fegte eine Handvoll blauer Bohnen das Kanalbett entlang. Zehn Männer, darunter drei, die Weib und Kind daheim hatten, stürzten. Jetzt schlug gar eine Granate dicht hinter ihnen ein. Da war kein Halten mehr, sie gingen zurück. Die Kälte kam. Der Eisengürtel, in welchem die Ost-Armeen Frankreichs zerdrückt wurden, ward enger und enger. Zu retten war nichts mehr. Da schleppten sich Manche, die

aus dem Elsaß stammten, waffenlos durch die Posten und versuchten die Heimat zu erreichen. Auch dem Xavier gelang es. Daheim warf ihn der Typhus nieder. Als er wieder hell aus den Augen sah, war Alles zu Ende. Der Friede war eingekehrt, aber über den Ramm der Vogesen zog sich die Grenzscheide. Der Xavier fand sich darein.

Die Ursula erzählte ihm weinend, daß ihr Bruder bei Billersexel läge, da sprach er:

„S'isch Jeder z'viel, wo's unter der Bode 'brocht hätt, Jeder, uff beide Sitte.“

[Es ist Jeder zu viel, den es unter den Boden gebracht hat, Jeder, auf beiden Seiten.]

Dichter stäubte der Schnee auf des Xavier Haar nieder.

Die Zeit verging und die Wunden, welche der Krieg dem Lande geschlagen hatte, verharschten.

Charles wuchs heran.

Und so reihte sich Tag an Tag, Jahr an Jahr. Ursulas Eltern starben. Der Hof kam in andere Hände. Das war das einzige Ereignis, freilich ein trauerbringendes. Und nun wurde der Bub allmählig zum Mann und sein Vater war ein Greis geworden, der täglich seine Mittagsruhe halten mußte. Da geschah es denn zuweilen, daß er halbträumend in die Vergangenheit blüfte, bis ihm die Augenlider sanken.

Der Xavier Sterzlin war eingeschlafen . . .

Gleichtönig rauschte das Wasser im Röhrenbrunnen. Die Tauben saßen auf dem Girst des Nachbarhauses, nur der Schusterhammer schlug zuweilen an.

Etwas schräger fiel der Sonnenstrahl durch die Blende in die Kammer. Er streifte Frau Ursulas faltige Stirn. Auch die Nadel war ihr entglitten. Jetzt lächelte ihr welker Mund. Wahrlich, sie träumte. Vielleicht spannte sie goldene Zukunftsträume für den einzigen Sohn.



Wie der gestrige Tag geendet hatte, klar und kühl, das Abendrot mit dem violetten Saum im Gefolge, so begann der heutige. Das Morgenrot war ihm vorausgegangen, und nun schleuderte die Frühsonne ihre goldenen Lanzen auf die Erde.

An dem Fuße des Kalkberges, nahe dem Dorfe Aslach, mähte Ignaz Bühl, der Sohn des Kößlewirtes, das frühreife Korn. Der Fruchtacker bildete ein Dreieck und lag einsam zwischen den grünen Futterwiesen an der Berglehne.

Der Nazi mähte. Er trug einen Binsenhut mit einer Hahnenfeder in der turmgleich vorgetriebenen Spitze desselben. Das sah zu wunderbar aus. Auf dem linken, entblößten Arme strahlte eine rätselhafte Tätowierung in blaugrünlichem Glanz.

Eine große Heuschrecke sprang jäh vor der Sense auf und dem Burschen an die Brust.

Er lachte blöd.

„Bangbein,“ stotterte er.

Der Ignaz Bühl war schwachsinzig.

Er that Niemand etwas zu leide, schaffte gleich jedem Andern, sonst aber war er blöd.

Sie hatten ihn aus der Schule gewiesen, denn er wußte Tafel und Griffel nicht zu gebrauchen. Später war er zur Kommunion gegangen.

Eines aber war unverständlich, seine Furcht vor dem Pfarrer. Wenn er ihn sah, ließ er sein Gewerk und versteckte sich.

„Mit 'em Guldtrinker will Nazi nix.“

„Goldtrinker“ nannte er den Priester.

Er war einmal in die Messe gekommen, während daheim seine Mutter wirre Reden führte. Da sah sein blödes Auge den Priester aus dem goldenen Kelche den heiligen Blutwein trinken. Er hatte es früher nie beachtet, diesmal aber schlich er scheu aus der Kirche.

„Trinke', Guld trinke',“ hatte er verstört gemurmelt und sich in der Scheune versteckt. Seit jenem Tage fürchtete er den „Goldtrinker“.

Einen aber hatte er lieb, das war der arme Herrgott, der auf dem Kreuzweg an dem Steinkreuz hing. Wenn der Mond sich füllte, verließ er seine Dachkammer und lief in einem kurzen, schwertretenden Trabe zu dem Bildstock.

Auf dem Wegstein saß er und sah zu dem Heiland auf. Der war doch im Himmel, warum hing er denn hier an dem weißen Kreuz?

„Diabs Herrgettle, Nazi hätt di' garn.¹⁾“

Ja, ja, der Ignaz Bühl war schwachsinnig vom Mutterleib an. Sie hatten gehofft, es werde anders werden, mit seiner Mannbarkeit; doch er zählte bereits neunzehn Jahre, ein Jahr weniger als seine Schwester, und noch war er der „g'schossene Nazi“.

Schon war ein breiter Streifen in den Fruchtacker eingeschnitten. Der Bursch schärfte die Sense. Hoch im Blau zog ein Sperber seine Kreise, die Grillen zirpten und zuweilen klang ein verirrter Glockenton von der Dorfweide herüber.

In dem Jungholz, das dicht an den Acker herantrat, rauschte es. Die Haselnußstauden wurden bei Seite gebogen und ein altes Weib trat hervor.

In der Linken trug sie einen Korb, der war mit allerlei Kraut gefüllt; ihre Rechte führte einen Stock. Die kleinen, entzündeten Augen in dem graufaltigen Gesicht zwinkerten unter dem Hochglanz der Sonne. Sie schob mit dem Rücken der rechten Hand das rote, zerschliffene Kopftuch in die Stirn und schlürfte den Rain entlang der Thalsohle zu.

Das war die „Buttenettel“.

So nannte man sie, weil sie zur Reifezeit die Hagebutten sammelte. In einem der letzten Häuschen auf der Aslacher Straße hauste sie gleich einer

¹⁾ gern.

Hexe. Die Mütter schreckten die Kinder, indem sie drohten: „Bisch brav oder i' sag's der Buttenettel!“

Als der Nazi ihrer ansichtig wurde, schlug er ein Kreuz. Der Blödsinnige fürchtete sich vor ihr.

In der Stadt begann es zu läuten. Der weichtönende, durch die Luft gemilderte Klang erfüllte das Gelände.

Zu derselben Zeit fuhr ein scharfer Knall vom Kalkberg nieder. Eine weiße Wolke, einer Daune aus eines Riesenvogels Gefieder vergleichbar, stieg langsam, stetig in die Höhe.

Sie hatten eine Mine gelöst in den Kalkbrüchen.

Der Nazi schulterte seine Sense und ging dem Dorf zu. Er ging mit gebeugten Knien, den Kopf bald steif zurückgepreßt, bald haltlos auf die Brust gesenkt.

Wenig über hundert Schritte that er auf dem ausgefahrenen Feldweg, zwischen dessen Geleisen das Gras wuchs und der Wegerich blühte, dann bog er bei der Mauer des Gottesackers in ein Dorfgäßlein ein. Wenn er die Ellbogen reckte, vermochte er hüben den Bretterzaun und drüben die Hauswand des Pfarrhofes zu erreichen. Und gerade in der Mitte befand sich die Gasse.

Da nun des Pfarrers feiste Enten dort ihr Feiertagsvergnügen fanden und die Schwenkkübel für stetigen Zufluß sorgten, so war die Rinne auch jetzt, trotz der Sommer Sonne, voll Wasser.

Wie der Nil sich schlammreich über seine Ufer ergießt, so auch die Dorfpfüße.

Der Dorfjugend däuchte das wohl ein Moorbad, der Nazi aber mußte gleich einem abgeseffenen Dragoner die Füße setzen.

Das Gäßlein führte auf die Hauptstraße und mündete neben dem „Rößlein“.

Je näher der Nazi dem Hause kam, desto unbestimmter ward sein Schritt, desto blöder sein Blick. Und als er die Sense neben der Thüre an den großen Rechen hing, schien er um ein Jahrzehnt gealtert, so gebückt ging er.

In der Schenkstube saßen zwei Gäste. Ein Bauer aus dem Dorf und der Jud, welcher des Alisi¹⁾ Kühe sein eigen nannte.

Er hatte ihm vor einer Stunde eine alte, milcharme Kuh in den Stall gestellt und dafür eine andere, welche der Bauer derweil aufgefüttert hatte, zurückgenommen. Jetzt tröstete er den Alisi mit einem Schoppen Wein, den er ihn bezahlen ließ.

Hinter dem Verschlage hockte die Mutter.

Der Nazi ging in die Küche und suchte den Brodlaib. Aus dem Hofe klang der Schlag einer Art herauf. Dort spaltete der Wirt die alten Rebpfähle.

Es war eine lange, hagere Gestalt. Sein bartloses Gesicht hatte eine gelbliche Farbe, und unzählige

¹⁾ Mois.

Fältchen zitterten um seine Augen. Fünzig Jahre mochte er zählen.

Er hatte das Wirtshaus von seinen Schwiegereltern übernommen. Freilich war es damals noch ein begehrenswertes Anwesen gewesen. Da sah es sorglich aus in Hof und Scheuer, die Dächer waren noch unversehrt, der Bewurf nicht von den Wänden gefallen. Wohl pflegte der alte Baptist sein eigener Gast zu sein und selbst das größte Rechkonto zu führen, aber seine Frau war eine rechtschaffene Wirtin.

Jetzt rüttelte der Verfall an Thür und Angel. Der Rößlewirt schaffte wohl, aber er fing bald dies, bald das an. Plötzlich vermehrte er seinen Viehstand um das Doppelte, weil er die Milch nach der Stadt verkaufen wollte. Zwei Monate später nahm der Jud das Vieh um den halben Preis zurück und der Rößlewirt bewarb sich um die Postagentur. Als man sie einem Andern zusprach, begann er Bier auszuschenken.

Da aber kein Bauer Bier trank und die Städter nur selten hinaus kamen, so wurde die Hälfte seines Vorrates trüb und er warf die andere Hälfte mit auf den Dunghaufen.

„E rachter Mann bringt's zü nit, nur d'Zumpe han Glick un reüssiere.“

So konnte man ihn täglich klagen hören. Sein stetes Gespräch aber bildete die Krankheit seiner Frau.

Nach seinen Worten war sie gichtkrank und nervenschwach. Und dabei wußte er, daß er log.

Das Seufzen in Gegenwart seiner Gäste war ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er sich auch, wenn er allein war, in Selbstgesprächen erging.

Während er die Rebpfähle zerhackte, murmelte er:

„O ich armer Mann un' so e unglückligi Frau!“

Im Oberbau wurde der Laden etwas geöffnet. Neugierig brach sofort ein schmaler Sonnenstrahl herein.

Louise saß müßig vor dem alten Spinett und schaute auf die gelblichen, ausgegriffenen Tasten.

Der Sonnenstrahl überquerte den Estrich und spielte über die verblaßten Photographieen.

Eine buntgekleidete Mutter Jesu stand auf der Kommode unter einem Glassturz.

Ueber dem runden Tisch, den der Sonnenstrahl zu spalten schien, hing eine Lampe, an deren Schwebefette die Mücken ihre Versammlungen hielten.

Jetzt erklang, von einem mistönenden Schwirren der Saite begleitet, der erste Taft.

Selbstthätig schienen die Hände der Spielerin, ihr Gesicht blieb teilnahmslos und still ihr Auge. Nur die Brust atmete kürzer.

Sie spielte das Lied, dessen französischer Titel lautet: „Le ruban de l'Alsacienne.“

Kurz nach dem Kriege war es entstanden. Wälsche Worte waren es, wälsche Hoffnungen und Wünsche;

aber deutsche Stimmung, deutsche Schwermut klang heraus.

Als der Rehrreim kam, belebte sich der Spielerin Gesicht, und leise sang sie mit ihrer schwachen, aber reinen Hellstimme:

Et sur mon front flottait
le ruban blanc.

Sie brach ab und erhob sich. Einen Augenblick stand sie regungslos, dann warf sie die Arme empor, und in ihr Auge trat ein tiefer, suchender Blick.

Ihre Arme sanken nieder, sie nahte sich der Kommode und öffnete die obere Schublade.

Bänder und Spulen, ein zerrissener Rosenkranz und ein Meßbuch lagen darin. Sie schloß die Lade wieder und sah zu dem Bild empor, das über der Mutter Gottes hing:

Es war die schlichte Gestalt der Elsässerin in dem schwarzen Trauerkleid, mit der großen Schleife in dem Haar. Eine dreifarbige Kokarde war in dem Kopfsputz befestigt. Das Antlitz blickte thränen-trüb.

„Alsace“ stand darunter.

Eine eifernde Feder aber hatte dazu geschrieben:

„Elle attend!“

Und siehe, just über dem erinnerungheischenden Bild war eine Haustafel angebracht, und der Spruch, der dort eingestickt war, lautete:

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“

Ev. Joh. 18, V. 36.

Ein unbeständiger Schritt kam die Treppe herauf.

Der Nazi öffnete die Thüre und blieb eckig auf der Schwelle stehen. Es lag wie Furcht auf seinem Gesicht.

Als Louise ihn erblickte, schimmerte es warm in ihren Augen. Und das teilnahmlose Antlitz war jäh verwandelt.

„Müetter — Nazi hätt Müetter — nit liab.“

Stockend quoll es von seinen Rippen. So pflegte er stets zu sagen, wenn der Mutter Stirn sich zu färben begann. Die Brauen des Mädchens zogen sich zusammen. Sie ging an ihrem Bruder vorüber in die Schenkstube hinunter. Der Schwachsinnige schlich sich an das Spinett und tupfte mit dem Finger auf die Tasten. Das war seine größte Freud’.

Die beiden Gäste hatten die Schenke verlassen.

An dem Fenster, das von Weinlaub umranft auf den Vorgarten schaute, saß die Mutter.

Sie sang.

Das Mädchen richtete sie empor und führte sie in ihre Kammer.

„An i ha so güeti Kinder,“ hörte man die Alte murmeln. —

Die Dorfstraße herauf kam ein dicker, schwer-

fälliger Mann. Seine Kleidung war städtisch, aber unsauber. Der Saumbart, welcher sein Gesicht umzäunte, war grau und struppig. Unter seinen Augen lagen die Thränensäcke von dunkler Farbe. Der Schnitt seiner Nase aber verriet die semitische Abkunft.

Vor dem Wirtshaus blieb er stehen, schob die Daumen in die Taschen der Weste und betrachtete das Gebäude vom First bis zur Kellerluke.

Nachdem er wie köpfrechnend eine Weile in die Luft gestarrt hatte, trat er ein.

Offenbar kannte er die Räumlichkeiten, denn er ging geradenwegs über den ziegelgepflasterten Gang durch die dunkle Küche nach der Hinterthüre, welche in den Hof führte.

Der Wirt saß auf dem Hackfloß und zerschnitt eine Rolle Tabak.

„Bon jour, Herr Bühl!“

Der erhob sich hastig und griff an die Schirmmütze.

„Ah, güete Dag, Herr Picard, welle¹⁾ n' Ihre Schepple trinke?“

Und eilfertig führte er den Gast in die Stube.

Als die schlanke Flasche mit dem weiten, offenen Halse auf dem Tisch stand, begannen sie von Diesem und Jenem zu reden, von dem Erntewetter und dem

¹⁾ wollt.

letzten Sterbfall, von dem Markt und den Viehpreisen.

Der Kößlewirt aber sah seinem Gegenüber zuweilen scheu nach den Augen.

Jetzt zog der Makler die Flasche zu sich heran und betrachtete eifrig die weißen Perlen, welche sich an der Oberfläche des Weines bildeten.

„Du, wie geht's mit em G'schäft?“

„Pas mal, pas mal, Herr Picard.“

„Un' mit de' Zinse'?“

Der Wirt schwieg. Ein böser Blick traf den Frager.

„S' müeß halt notiwandig e paar ¹⁾ Fränkli ha. Mir sin' scho' Üsgang's Monats.“ —

„S' ha ke' Sü, pour sûr, ke' Sü! Bigosch, ²⁾ e rachter Mann bringt's zü nit, nur d'Pumpe han Blick un reüssiere!“

Der Andere nahm einen Schluck.

„Was macht denn d'Fräu?“ fragte er plötzlich ablenkend.

Nun wurde der Kößlewirt redselig und er fand einen aufmerksamen Zuhörer. Plötzlich aber unterbrach er ihn und fragte, ob es denn nicht besser sei, das Geschäft aufzugeben. Seine Frau erfordere doch Sorge und Beobachtung, der Bub sei ja ein Narr und das Mädchen in Frankreich.

¹⁾ paar. ²⁾ Bei Gott.

Der Wirt sah ihn an. Eine dunkle Röte stieg ihm in die Wangen und eine tiefe Falte zuckte zwischen seinen Brauen.

Er legte die breite Hand auf den Arm des Juden. Heiser klang seine Stimme.

„S'r was die embarras, redet frank!“

Und da riet der Matler zum Verkauf. Er bewies ihm, daß er eigentlich doch nur dem Namen nach der Besitzer des Anwesens sei, daß an eine Besserung der Verhältnisse nicht zu denken, kurz, daß er vor dem Ende stehe. Dann bot er ihm 1000 Franken für das Haus und 3000 für Matten und Felder.

Der Rößlewirt hatte sein Sichelmesser aus der Tasche genommen und schälte lange Spähne von der Tischkante ab.

Araron Picard war ein ehrlicher Mann, der zu keinem mißlichen Handel die Hand bot.

Aber er mußte seinen Vorteil zu wahren und hatte auch bei diesem Vorschlag seine Absichten.

Der Morand Bühl war sein Schuldner. Auf eine Tilgung der Schuld hatte er längst verzichtet, dafür gedachte er sich nun auf diese Weise schadlos zu halten. Außerdem aber sollte eine neue Eisenbahnstrecke eröffnet werden, und da diese durch Aslach führte, wahrscheinlich gar den Boden des Rößlewirts durchschnitt, so erwuchs dem Araron ein doppelter, vielleicht unberechenbarer Vorteil.

Eine Weile sprach Keiner. Der Aaron Picard legte die Beche auf den Tisch und stand auf. Aber mit einer heftigen Bewegung schob ihm Morand Bühl das Geld zu.

„Tenez, s'isch doch Alles Euch!“

Einen Augenblick besann sich der Mafler, dann ließ er den Silberling liegen und ging.

Er wußte: jetzt war jedes Wort von Unheil, denn es gährte und wuchtete in der Brust des Wirtes. Wenn er in ein paar Tagen wieder vorschsprach, bot sich ihm, was er begehrte.

Als der Schritt des Gastes verflungen war, herrschte tiefe Stille in dem „Rößle“.

In der Schenkstube saß der Alte mit aufgestützten Fäusten an dem Tisch und stierte auf das kleine Geldstück. Die Sonne malte einen zierlichen Kreis darum.

Eine Stechfliege stieß flügelrührend an die Scheiben. Feiner Staub, von dem Tritt des Aaron aufgestört, schwebte über den Dielen.

Im Oberbau lag die Mutter auf dem Bett und schlief. Ihre Rippen zitterten. Krampfhaft barg sie die Hände unter der roten Decke.

Louise saß an ihrer Seite.

Die Läden waren zugezogen und durch die herzförmigen Ausschnitte stießen zwei Lichtkegel in das Gemach.

Ein leises Schluchzen wurde plötzlich laut. Aus

den großen, braunen Augen des Mädchens begann es zu tropfen, heiß und schwer.

Drüben stieß der Blödsinnige mit dem Zeigefinger auf die Tonreihen, just zwischen zwei Tasten.

Ein greller, mistönender Klang durchzitterte die Stille.



Die Feierstunde hatte begonnen. Aus dem großen Thor der Ziegelfabrik ergossen sich die Scharen der Arbeiter und Arbeiterinnen.

Auf allen Straßen verließen sie das Städtchen, denn die Meisten waren Bauernkinder, welche in den umliegenden Dörfern, oft Stunden weit, wohnten.

Junge Burschen, die Hände in die Taschen vergraben, eine kurze Pfeife zwischen die Zähne geklemmt, zogen in schnellem, wenn auch oft schleppendem Schritte, fürbaß.

Die Mädchen und Frauen bildeten lange Reihen. Sie hatten das Strickzeug aus der Tasche genommen und gingen stumm Seit' an Seite.

Ein alter, von den Jahren und der Arbeit erdrückter Mann verließ das Gebäude an seinem Stock und wanderte seinem Dorfe zu. In der Linken hielt er den kleinen Blechkessel, welcher sein Mittagessen zu bergen pflegte.

Hier und dort verloren sich ein paar Arbeiter in die nächsten Schenken.

An dem Brunnen, welcher dem Hause des Xavier Sterzlin gegenüber lag, besprachen die Nachbarn die Ereignisse des Tages.

Der Täufer fuhr mit dem Milchwagen von Haus zu Haus.

Er gehörte der Sekte der Wiedertäufer an, welche im Süden des Elsses, das Jllthal aufwärts, viele Anhänger zählt. Die stattlichsten Höfe auf den Vorbergen des Jura sind von Täufern besiedelt.

Als der Mann an dem Hause des Xavier Sterzlin vorüberfuhr, öffnete Charles Sterzlin das Fenster im Erdgeschoß:

„Saget, kemmet en Neugeblich, s'il vous plaît, m'r han e krank Stick Beeh.¹⁾“

Die Wiedertäufer stehen nämlich im Rufe erfahrener Thierärzte.

Der Thomas kletterte von seinem Sitz herab und folgte dem jungen Mann in die Stallungen.

Eine Sturmlaterne hing an einem der Deckbalken. Der Herr stand mit mitleidig sorgendem Antlitz zu Häupten des kräftigen Pferdes, das mit aufgetriebenen Weichen auf dem Stroh lag und verständnisvoll das große, braune Auge dem Alten zuwandte.

Zwei Knechte flüsterten mit einander. Sie hatten

¹⁾ Vieh.

die Hemdärmel aufgestreift und hielten Strohbüschel in der Hand.

Ein starker Kamphergeruch durchdrang den Stall-
dunst.

Aus dem Verschlag für das Rindvieh vernahm man das Mahlen der Kühe.

„Batter, do isch d'r Thomas.“

Die beiden Männer begrüßten sich.

Das Pferd schnaubte schmerzlich, hob die Hufe und wälzte sich schwerfällig auf die andere Seite. Dumpf schlug der Kopf auf den Boden.

Der Täufer fragte, einem Arzte gleich, nach der mutmaßlichen Ursache und nach der Dauer der Beschwerden. Dabei griff er die Ohren des Tieres, schob ihm die Fesseln zurück und fuhr ihm mit prüfender Hand über die Weichen.

Dann hieß er sie rüstig mit Einreibungen fortfahren. Sein Bub werde ihnen einen Trank bringen, den sollten sie dem Wallach einschütten.

Er rückte seinen flachen, breitrandigen Hut und ging.

Jetzt schien der Xavier Sterzlin beruhigt, er gab den Knechten seine Anweisungen, klopfte dem armen Joli den Hals und verließ mit seinem Sohne den Stall.

Frau Ursula saß vor der Hausthüre und strickte. Zwei Nachbarinnen hatten sich zu ihr gefunden.

Die Magd trug einen Kübel Wasser um den anderen in das große, hölzerne Küchenschaff.

Man pflegte früh zu speisen. Die Tagesarbeit — und dazu zählte auch das Essen — war gethan. Auf der Straße lagen duftschwere Heubüschel. Die Grasmahd wurde eingefahren.

Als Frau Ursula die Thren sah, fragte sie:

„Was macht der Joli?“

„Der Thomas isch do gse,“ antwortete der Alte, und das war ihnen Allen genug. Die Mutter nahm ihr Gespräch wieder auf.

Der Vater rüstete sich zu seinem allabendlichen Gang in das Café. Dort las er die Zeitung und spielte seine Partie Domino.

Auch der Sohn nahm seinen Hut.

Mit einander machten sie sich auf den Weg, und Frau Ursula rief ihnen scherzend nach:

„Vergasset d'r Heimweg nit!“

Charles drehte sich lachend um.

„A demain, Mütter!“

Die Mutter drohte ihm mit der weißen Hand.

Und wie sie ihn so kräftig, jungstark, den Vater um Stirnhöhe überragend, dahinschreiten sah, floß ihr Herz über von Mutterstolz und bald erzählte sie ihren Genossinnen von ihrem Buben.

Nun war er seit Jahresfrist aus dem Collège entlassen, in welchem er sich das Befähigungszeugnis zum einjährigen Militärdienst erworben hatte. Und

wie tüchtig er in Feld und Scheuer war! Und wie offenherzig! Seiner Mutter vertraute er Alles an. Sie war sein Beichtiger.

Aber Frau Ursula vergaß, wie so manche in gleicher Lage, daß es doch Dinge giebt, die der Ausreisende nicht beichtet, Dinge, die er sich vielleicht selbst noch nicht gesteht, obwohl er sie übt. —

Unterdessen hatten Vater und Sohn das Eckhaus an der nächsten Straßenkreuzung erreicht. Der Vater war am Ziel. Charles nahm Abschied von ihm, indem er sagte:

„Bon soir, Vater, i will noch e tournée mache.“

Der Alte nickte und stieg die steinerne Vortreppe empor, welche in das Gastzimmer führte.

Die Fenster an der Stirnseite waren sämtlich geöffnet. Ruhig standen die Gasflammen in den milchweißen Kugeln. Ein altes Billard ruhte breit auf den geglätteten Löwentagen inmitten des länglichen Raumes. In einer Ecke des Zimmers stand ein runder Tisch von ziemlichem Umfange. Gar behäbig nahm er sich aus unter den kleinen viereckigen Genossen, welche an den Wänden entlang standen.

Dicht neben ihm war der Ausschank. Dort glühten in geschwisterähnlichen Flaschen die verschiedenen Biföre. Auf dem Gasofen prangten die vernickelten Kaffeefannen und auf der andern Seite glänzten die Hähne, denen das Straßburger Bier entfloß.

Doch etwas war des runden Marmortisches höchster Stolz. Ueber ihm befand sich eine mächtige Hängelampe, die ihr mildgelbes Licht altnütterlich hernieder sandte.

Dort ließ sich auch der Xavier Sterzlin nieder. Einige grauhaarige Herren, „die Geschlechter des Städtchens“, pflegten dort ihr Spielchen zu machen und den „Figaro“ zu lesen.

Oft waren sie die einzigen Gäste.

Dann herrschte Stille in dem weiten Raum. Der Kaffee dampfte in den hohen Gläsern, der Tabakrauch umwölkte die Lampe, die Zeitungen raschelten, die Dominosteine klapperten auf dem Marmor, und nur zuweilen gingen die Worte um:

„Double — Schimmel — gagné!“

Charles beschleunigte seine Schritte, nachdem er sich von seinem Vater getrennt hatte. Er ging die Streitgasse hinunter. Ueberall saßen die Leute vor den Häusern und genossen den kühlen, hellen Sommerabend.

Als er an Gustave's Wohnung vorüberkam, zögerte er einen Augenblick, besann sich, ob er seinen Freund wiederum zum Gang nach Aslach aufbieten sollte, und schritt plötzlich allein weiter. Nun hatte er die Brücke erreicht. Lustig eilte der Fluß zu Thal. In der Schwemme wieherte ein Pferd. Der Reiter, ein halbwüchsiger Knabe, welcher seine

Beinkleider in spanische Kurzhosen verwandelt hatte, blies auf einer Rohrpfeife.

Unter dem Durchgang, welcher den Eisenbahndamm durchbrach, begegnete ihm eine Rotte Mädchen und Burschen. Sie sangen.

Und jetzt wanderte Charles Sterzlin auf der „Neuen Straße“ gen Aslach.

Seit zwei Tagen beherrschte das Bild des Mädchens aus dem Kößle seine Gedanken. Stetig stand die Erscheinung, das bleiche, runde Antlitz mit den wundersamen Augen vor seiner Seele.

Diesmal verspürte er ein sehndes, heißes Gefühl, und das unablässige Gedenken, das Rosen seiner Erinnerung mit dem Mädchenbild auf der dunkeln, weinlaubumrankten Schwelle mehrte und stärkte dieses Empfinden. Und es ließ ihm fürder keine Ruhe, es zog ihn hinaus, er mußte sie wiedersehen.

Inschauend, die Vergangenheit an die Zukunft knüpfend, ging er seines Weges. Die Schöne und der Reiz der Sommernacht bannten ihn nicht; trotzdem wurde durch seine Umgebung, durch das heimliche Raunen des Buchenwaldes vom Kalkberg, den Duft der Wiesen und der Aehren, durch das leise Atmen der Natur, seine Fantasie gefestigt, und ihre Bilder gewannen Ton und Farbe.

An dem Bildstock traf er den Nazi. Der Irre hatte Mohn und Kornblumen zu einem unförm-

lichen Strauße vereinigt, den Blütenstengel des Wege-
richs darum geschlungen und die Gabe mühsam auf
die Wundmale, an den Füßen des Heilands, befestigt.

Verzückt lächelnd blickte er zu dem Erlöser empor.

In der Schenkstube saßen ein paar Bauern.
Der Rauch ihrer Pfeifen erfüllte das Zimmer.

Charles blieb zögernd auf der Schwelle stehen.
Aber schon eilte ihm der Wirt entgegen. Er schien ihm
seine Gedanken vom Gesicht abzulesen, denn er sagte:

„Bon soir, monsieur, aber do isch's nit agré-
able f'r Euch, welle n'Jhr nit uffestiege?“

Er wies ihn die Treppe empor, in das Zimmer,
in welchem das Spinett stand.

Die Lampe brannte. Ein großer Nachtschmetter-
ling war durch das offene Fenster hereingeflogen
und stieß gegen die erleuchtete Schirmglocke.

Und an dem Fenster lehnte Louise, des Wirtes
Tochter. Er selbst war bereits hinuntergegangen,
den bestellten Wein zu holen.

Charles hatte dem Mädchen „Guten Abend“ ge-
boten und zerstreut das Muttergottesbild betrachtet.
Das Mädchen nahm seiner nicht acht.

Jetzt stellte der Wirt den Schoppen und das
Glas auf den runden, polirten Tisch.

„Voilà m'sieur, Louis'le, dü fâsch¹⁾ d'r Herr jo
servire. — Meine²⁾, es kât alli Stickle speele!“

1) kannst. 2) Meint = glaubt.

Er verließ das Zimmer.

Louise hatte achselzuckend in das Dunkel geschaut, als er von ihrem Können sprach.

Charles versuchte vergebens seine Nachbarin zum Gespräch zu zwingen. Ihre Antworten blieben kurz und abweisend.

Der Schmetterling stieß gegen das Lampenglas und fiel betäubt auf den Tisch.

Charles hob die Hand, um ihn zu töten.

Das Mädchen folgte seinem Beginnen mit den Augen. Jetzt hielt sie, schnell herantretend, seinen Arm fest:

„Laissez-le donc!“

Und sie nahm den betäubten Schwärmer in ihre hohlen, übereinandergedachten Hände und warf ihn in die Jasminbüsche hinunter.

Dicht neben sie trat auch Charles an die Fensterbrüstung. Wiederum zerging ihre Unterhaltung.

Da begann er von der ersten Begegnung zu reden. Er erzählte einfach und schmucklos ohne von ihr besonders zu sprechen, aber man fühlte, daß nur ihr Kommen, ihre Gegenwart das Begebnis zu einem Erlebnis gemacht hatten.

Und dabei vermied er fast völlig, ihrer Mutter zu gedenken. Gerade das aber dankte sie ihm. Und allmählig wurde sie gesprächiger, wenn auch die Starrheit nicht aus ihrem Wesen wich.

Endlich erzählte sie von ihrem Leben drüben

im Frankreich. Zwei Jahre waren es nun, daß sie die Stellung als Erzieherin angenommen, welche ihr der Pfarrer des Dorfes gesichert hatte. Tief in der Touraine bei Loches an der Indre erzog sie die beiden halbwüchsigen Mädchen einer Wittve auf deren Landsitz.

Einsam lebte sie dort den Wünschen der kränklichen, nervösen Frau. Sie erzählte von der reichen, schönen Gegend, dem Garten Frankreichs. Und doch wäre ihr die Heimat, das Allthal, tausendmal lieber, wenn nicht —. Sie sprach nicht weiter.

Charles hatte ihren Worten still gelauscht. Auf dem Gesims lagen ihre Hände ineinander. Während aber dem Jüngling die Berührung das Herz erregte, blieb das Mädchen ohne Empfinden, ja es wußte nicht einmal, daß seine Hand die ihre umschloß.

Die Turmuhr verkündete die zehnte Stunde.

Der harte, klanglose Ton mahnte Charles an die Heimkehr.

Als er lachend daran erinnerte, daß sie ihm doch nichts gespielt habe, erwiderte sie:

„'s nachsichte ¹⁾ Mol.“

Bei dem Begrüße hasteten ihre Augen ineinander.

Auf der Straße wandte sich Charles um. Die

¹⁾ nächste.

Gestalt des Mädchens hob sich scharf ab in dem erleuchteten Fenster.

Und als er auf der „Alten Straße“ dem Städtchen zuschritt, kam ihn plötzlich ein Empfinden an, das einen Ausdruck heischte.

Ein lauter, tönender Ruf schwang sich über die nächtliche Flur.

In sein Herz hatte das Begehren Einzug gehalten.

Seine Wünsche waren in des Mädchens einsamer Kammer.



Der Dorfpfarrer verließ seine stille Stube und ging über den grasreichen Hof zu der kleinen Pforte, welche in der Mauer des Gottesackers angebracht war.

Prüfend blinzelte er durch die Brille zu dem Morgenhimmel empor. Ein leichter Gewitterregen war in der Nacht niedergegangen. Sonntagsfrische lag über dem Thale. Die Sonne wandelte die Regentropfen, welche an den Grabkreuzen hingen, in schwarze Diamanten um.

Der Pfarrer raffte die Soutane empor, um den Lehmgrund zu meiden.

Die klangarme Glocke rief zum Hochamt.

Vor manchem Hause standen eingerammte Bäumchen. Ein Nelduft quoll aus den geöffneten Thüren. In den Schweinekoben aber war es merkwürdig still. Gar viele der mastfrohen Borstenträger weilten nicht mehr unter den Lebenden, sintemal heute das Kirchweihfest — die Kilbe — gefeiert wurde.

Noch einmal ermahnte der Pfarrer seine Beichtfinder, die Zucht nicht zu sehr zu misachten und den Tag nicht zu entwürdigen.

Auch der Rößlewirt kniete in der Bank. Er hatte wieder mehr Ursache, über das Unglück der ehrlichen Leute zu klagen. Nicht ihm, sondern seinem Nebenbuhler und Geschäftsfeind, dem Kronenwirt, war der Tanzboden zugefallen. Um ein paar Franken hatte er ihn bei der „Gant“¹⁾ überboten.

Als er an dem Hause seines Gegners vorüberging, wandte er herausfordernd den Kopf ab.

Eines aber konnte der Kronenwirt ihm nicht nehmen, seine Tochter. Und daß das Louise die Schönste auf dem Tanzboden sein würde, sacré matin, das konnte ihm Keiner abstreiten.

Louise selbst war freilich nicht allzu geneigt zu Freud' und Tanz. Ging es doch mit der Mutter täglich schlimmer: wußte man doch oft nicht, ob sie im Ueberreiz oder im Fieber rede.

Ihre Rippen waren zerrissen, ihre Hände flogen im Krampf. Sie war dem Ende nahe.

Die Sonne hatte die Höhe ihrer Bahn überschritten. Aus dem Breitthor der Kirche drängten die Dörfler in unheiliger Hast. Die Vesper war zu Ende, und nun begann die weltliche Lustbarkeit.

Auch aus dem Städtchen kamen Hilbegäste.

¹⁾ Versteigerung.

Und nicht der Säumigste unter ihnen war Charles Sterzlin, der seinen Freund Güstave vergebens zu einem Eilschritt zu veranlassen suchte.

Die sechs lärmgeübten, tonmeisternden Musikanten blickten stolz aus ihrem Bretterhäuschen auf die Kleinwelt hernieder.

Der Posaunenbläser hatte die Hemdärmel aufgestreift. Die Burschen, welche sich zu allen Tänzen gemeldet hatten, trugen eine grüne Rosette im Knopfloch.

Der Gensdarm umwitterte eifrig den Tanzboden.

Vor den Ständen mit buntem Zucker- und Backwerk drängte sich die Dorfjugend. Zahlreiche Wespen- und Bienenwärme waren zu dem Fest erschienen und summten um die Pfennigherrlichkeiten.

An den aufgeschlagenen Brettertischen saß man bereits dichtgeschart.

Und von allen Seiten nahte sich Zuzug. Hier hatte ein sorglicher Familienvater seinen dreijährigen Sprößling auf seine Schultern gehoben. Die rotbestrümpften Beine umschlossen seinen Hals.

Aber auch grellgeputzte, feckblickende Dirnen waren aus der Stadt herübergekommen. Hochmütig maßen sie die Mädchen aus dem Dorf, welche Arm in Arm einhergingen. Wie sauber geteilt glänzten ihre Scheitel, glatt lag das Haar an Stirn und Schläfen.

Und horch, jetzt schmetterten die da oben einen jubelnden Tusch als Eröffnungsgruß, als Erlösungszeichen.

Charles warf suchende Blicke umher. Sollte sie im Kößle geblieben sein? Vielleicht half sie aufwarten, denn dort sammelten sich die älteren Häupter, denen ein Stilltrunk willkommen war. Aber sie und aufwarten! Er mußte lächeln, als er es dachte.

Schon tanzte man den ersten Walzer. Um die Einfriedigung der Bodenplanen mit den breiten Rücken standen die Menschen mauerdicht.

Sie tanzten ruhig und rhythmisch geschult. Da war kein Springen, kein Stampfen. Leicht und sicher lagen die Tänzerinnen in dem Arm ihrer Tänzer. Ja, rühmen möchte man die Elsässer um ihrer Tanzart willen.

Güstav kam soeben mit einem Mädchen an Charles vorüber, der unruhig umherschaute.

„Dépêche-toi.“

Er trat in den Kreis der tanzenden Paare.

Wie stolz und leichtfroh blickten die blauen Augen seiner Gefährtin. Sie kannten sich. Lange waren sie einander treu gewesen. Der junge Tannenwald oberhalb des Städtchens wußte davon zu erzählen. Die brombeerumrandeten Pfade des Kalkberges kannten ihren Schritt.

Das mattgelbe, glatte Kleid schmiegte sich prall um Cecile's Körper. Unter ihrem weißen Hut mit

dem crêmemfarbigen Band lächelten ihre Augen, lächelte ihr Mund. Selbst die Grübchen in den roten Wangen schienen zu lächeln. Und die naturlockigen blonden Stirnhaare tanzten mit. Sie kannten sich.

Man sah es an ihrer Tanzart. Sie schickten sich gar seltsam ineinander. Sie trat nicht zu kurz, lag nicht zu schwer in seinem Arm, und er faßte sie fest, eigenrechtlich.

Einst waren sie sich treu gewesen.

Die Buttenettel hatte sie einmal gesehen und belauscht, als sie die Brombeeren sammelte. Da war sie heimgegangen und hatte ein Tränklein gebraut. Und daraus stieg ein weißer, flockiger Rauch empor, der verbreitete sich durch das ganze Städtchen. Jeder Luftzug verdichtete ihn, jedes Wort schwellte ihn. Und er drang durch die Schlüßellocher, durch die Ritzen der Thüren und erfüllte Alles. Dieses Tränklein aber hieß: das Gerücht.

Seit jenem Tage waren sie sich fremder geworden. Nun wußten sie nur noch, daß sie sich geliebt hatten, daß sie sich treu gewesen waren.

Neidvoll schaute Charles ihnen nach. Plötzlich wandte er sich um, schob sich durch die Zuschauer und schritt zu dem Kößle, das vielleicht fünfzig Schritte weiter nach der Stadt zu lag. Auch dort war eifrige Zusprach. Morand Bühl und das Mädchen, welches er für diesen Tag gemietet hatte, waren rastlos thätig.

Louise saß in der Oberstube am Fenster. Ihr Vater litt nicht, daß sie aufwarten half. Schon mehr als zehn Mal hatte er ihr hastig zugerufen, sie solle endlich auf den Tanzboden hinübergehen, der Herr Lehrer werde sie gewiß begleiten.

Aber sie blieb an dem Fenster sitzen und stützte die Stirn in die Hand. Die dunkelrote Schleife in der Rundsicht ihrer emporgekämmten, braunen Haare war ihr einziger farbiger Schmuck. Ihr Kleid war schwarz.

In der Kammer lag die Mutter und schlief.

Im Vorgarten saßen zahlreiche Gäste, in der Schenkstube spielten die Dorfsalten Karten.

Die Tanzweisen klangen lockend zu ihr herauf. Zu Anfang that ihr der Ton wehe, dann vernahm sie ihn nicht mehr. Aber allmählig schmeichelten sich die Klänge in ihr Ohr. Und nun lauschte sie ihnen, heimlich trat ihr Fuß den Takt. Sie hob den Kopf. Wenn der richtige Tänzer —

Das Blut flutete ihr in die Wangen. Ja, sie wollte tanzen, sie wollte auch einmal fröhlich sein, nichts denken, trüben Dingen Augen und Ohren verschließen und tanzen, tanzen.

Ihr Herz schlug stark. Sie waren alle glücklich, ihr Vater ging stolz von Tisch zu Tisch, der Nazi freute sich kindisch über die roten und blauen Luftballons, die der Wälsche an der Schnur führte.

Sie wollte tanzen.

Es kam Jemand die Treppe herauf.

„Louise!“

Sie lächelte, nahm Charles' Arm und ging mit ihm.

War er der Richtige: sie wollte tanzen.

Und sie tanzte mit ihm. Fest hielt er sie im Arm. Ihre Wange lag an seinem Herzen. Er sah auf ihr welliges Haar nieder, fühlte den Druck ihrer Hand, die sich warm und wohlig in die seine schmiegte.

Wie aus der enteisten, aufgebrochenen Ackerflursenzlicher Lebensbrodem quillt, so ging von ihr ein neues Leben aus.

Charles schien es zu fühlen, fester umschloß er sie. Als der Tanz zu Ende, führte er sie hinaus.

Sie war müde. Schweigend schritten sie die Straße hinunter. Er preßte ihren Arm an sich. Sie sah zu ihm auf.

Und stockend, allmählig aber sich ermannend erzählte er ihr, daß er die ganze Nacht an sie gedacht, von ihr geträumt habe.

Und sie hörte ihm still zu. Seine Worte thaten ihr wohl.

Er fragte, ob er öfter zu ihr kommen dürfe, ob sie ihn gern sähe.

Sie nickte stumm.

Er mußte sich Gewalt anthun, um sie nicht in die Arme zu nehmen, und er sagte kurz, schier stimmlos:

„M'r wann¹⁾ danze.“

Und sie tanzten, Louise hatte Alles vergessen, sie hätte rastlos tanzen mögen, eng an seine Brust geschmiegt.

Die große, goldene Spinne des Glückes spann ihre Fäden um zwei erwachte Herzen.

Unterdesseu hatte den Nazi das Farbenspiel der Luftballons verdrossen. Er schlich sich in das Haus und die Treppe hinauf zu dem Spinett.

Bergnüglich strich er über die Tasten.

Da wurde die Kammerthüre geöffnet. Im Unterfleid, die Augen starr und blicklos, stand seine Mutter auf der Schwelle. Der Blödsinnige stieß einen Schrei aus und sprang die Treppe hinunter. Er klammerte sich an seinen Vater und stammelte:

„Müetter — Müetter!“

Der Alte stieg eilfertig in die Kammer hinauf. Sie war leer. Aus dem großen Zimmer kam ein flirrendes Geräusch, es klang wie stürzendes, brechendes Glas.

Und als der Wirt in das Gemach trat, sah er seine Frau vor der Kommode stehen. Die Mutter Gottes aber lag zertrümmert auf den Dielen.

Entsetzt schlug er ein Kreuz.

Sie blickte ihn starr an und flüsterte:

„Sie hätt mi nit schloße lo.“

¹⁾ wollen.

Unten schrieen die Gäste nach Bedienung. Im Garten war ein Streit ausgebrochen. Flüche und Scheltworte flangen herauf.

Er hob seine Frau empor und trug sie auf ihr Bett. Sie wehrte sich, stieß ihm die Fäuste in's Gesicht und keuchte unaufhörlich:

„Sie hätt mi nit schloße lo.“

Als er sie niedergelegt hatte, wurde sie still. Etwas anderes beschäftigte sie. Nebenan hobele Jemand, behauptete sie, und zitternd barg sie das Gesicht in den Händen.

Dem Wirte stand der Schweiß auf der Stirn, als er wieder unter die Gäste trat. Er war graubleich.

Der Nazi aber hatte sich durch das Pfarrgäßlein auf das Feld hinaus geflüchtet. Wie ein gescheuchtes Wild sprang er über die Matten.

Auf dem Feldwege kam ihm der Pfarrer entgegen, welcher gemächlich, den breiten Strohhut hoch hinaufgeschoben, die Sonntagsstille genoß. Aber der Geängstigte ward seiner nicht gewahr, da er die Augen nicht vom Boden hob.

„Ignaz, he Ignaz!“ rief der Seelsorger und winkte ihm. Da stieß der Nazi einen Schrei aus und setzte in wilden Sprüngen über die Wiesen, dem Bildstock zu.

„D'r Guldtrinker, d'r Guldtrinker!“

Auf der Dorfstraße brannten ein paar junge Burschen, trotz des Verbotes, Schwärmer und kleine

Raketen los. Eine Staubschicht umwölkte den Tanzplatz.

Dort drängte eine Stadtdirne ihren Begleiter in eine Seitengasse.

Schriller klang die Trompete, rascher war der Takt. Und an den Tischen röteten sich die Köpfe.

Eine Faust fuhr auf das Tannenbrett, daß die Flasche kopfüber in den Staub schoß.

Schon zogen einzelne heimwärts, denn wie eine glatte, goldene Flachschißel stand die Sonne im Westen über den Höhen. Ihre Strahlen erloschen.

Und als Louise daheim im Zimmer war und die Haken ihres Kleides löste, um zu veratmen, da lag die Dämmerung bereits über dem Thal. Fern im Westen stiegen Gewitterwolken empor. Auch ihr war es, als läge es gewitterahnend, zuckend und dumpf in ihren Gliedern.

Sie achtete nicht einmal darauf, daß das Heiligenbild nicht mehr auf der Kommode stand. Die Trümmer hatte der Vater heimlich beseitigt.

Er stürzte sie in die Dungalache.

Und es war, als sei des Hauses Schutzgeist damit entwichen.



Es war am Tage darauf.

Frau Ursula breitete das grobe, eigengesponnene Tinnentuch über den Tisch und richtete Teller und Brod zum Mittagessen.

Ein donnerschweres Gewitter hatte während der Nacht getobt. In der Straßenrinne lag gelber Sand hochgehäuft. Die Röhren des Brunnens waren mit abwärts gekrümmten Mündungen versehen, denn furchtbar war die Gewalt des ausströmenden Wassers.

Sinnend schaute Charles auf die kreisende, trübe Flut. Fadengleicher Rauch spann sich von der Cigarette los und zog trotz des geöffneten Fensters in das Zimmer zurück.

Uebernächtig sah der Jüngling drein; und doch hatte er fast das Gewitter überschlafen. Erst als der Blitz auf der Höhe hinter der Kirche in das Bollamt einschlug, fuhr er auf.

Er hatte in schwerem, trügerischem Sinnentraume gelegen. Raun fand er sich wieder.

Seine Mutter heftete bereits ihr Auge auf ihn. Sie forschte in seinen Zügen, achtete auf sein Gebahren. Im Halbtraum ging er einher.

Jetzt rührte Frau Ursula die klangreiche Thür-glocke. Der volle, warme Ton rief Herrschaft und Gesind zum Essen.

Der Xavier trat aus dem Stall, schaute gewohnheitsstreu zu dem verwölkten Himmel empor und ging in das Haus.

Hinter ihm trat der erste Knecht in das große Zimmer. Er hatte die runde Federkappe abgenommen und fuhr sich mit der Fingerbreite der rechten Hand durch das schwarze Haar, um es scheitelgerecht zu streichen. Ein Gemisch von Heuduft und Stalldunst erfüllte seine Nähe.

Charles kam die Treppe herunter.

Als er Platz nahm, stieg der Dampf aus der Suppenschüssel bereits wallend zur Decke empor.

An dem oberen Tische saß die Herrschaft, während der neben der Küchenthür stehende von dem Gesinde benutzt wurde.

Auch bei dem Essen beobachtete die Mutter das Gebahren ihres Sohnes. Sie begann sich um ihn zu sorgen. Was mochte ihm nur fehlen?

Der Alte war ernst und in tiefe Gedanken versunken.

Er erwog den Ankauf eines Ackers. Schon hatte ihm Aaron Picard seine Vermittelung angeboten,

aber der erfahrene Landwirt verschmähte den Unterhändler.

Wortlos saßen die Magd, die beiden Waschfrauen mit den roten, gedunsenen Händen und der Sepple vor den bauchigen Tellern.

Just war die Mahlzeit beendet, da klopfte es und der Briefträger trat ein. Er reichte dem Xavier Sterzlin einen Brief. Nachdem der Alte eine Weile Verschuß und Marke geprüft hatte, legte er das Schreiben auf die Fensterbrüstung und zog die Brillenscheide aus der Tasche.

Als die stahlgefaßte Brille zu Halt und Sitz gekommen war, trennte er mit einem Tischmesser vorsichtig die Hülle auf und begann zu lesen. Dabei hielt er den Bogen auf Armlänge von sich.

Charles war unter die Hausthüre getreten und sah den Arbeitern und Arbeiterinnen zu, welche langsam die Straße heraufkamen. Bald rief die Glocke zu arbeitsamer Mühe.

Frau Ursula waltete in der Küche ihres Oberamtes.

Der Alte hatte das Schreiben zu Ende gelesen. Er faltete es bedächtig zusammen und stopfte seine Pfeife.

Und wie er dabei sinnend vor sich hinschaute, bewegte sich sein Haupt in leichtzitternder, greisenhafter Bewegung. Das geschah nur selten und war das Zeichen einer bedeutsamen Erregung.

Also, das Gretle war in Herzensnöten! Und deshalb sandte es seine Mutter, Ursula's Schwester, aus Basel nach dem Sundgau zu Sterzlin's.

Morgen schon sollte Marguerite eintreffen. Nun, Frau Ursula kam sicherlich ein jungbehendes Maidle nicht unrecht.

Der Xavier ging in die Küche.

Bald waren sie beide der Ankunft der neuen Hausgenossin froh. Die Neugier der Mutter aber spürte bereits in Gedanken nach dem Grund jener Maßregel. Das Gretle hatte einen Liebsten, den ihre Schwester und deren Mann nicht würdig befanden! All das mehrte Frau Ursula's zärtliches Gefühl für ihre Niste.

Nachdem sie aus dem großen Eichenschrank in ihrer Schlafkammer das nötige Getüch genommen hatte, stieg sie in den zweiten Stock empor und lüftete Gretle's künftiges Zimmer.

Als sie sich zum Fenster hinauslehnte, um die Holzläden anzuklammern, sah sie ihren Sohn auf das Feld fahren.

Der Joli ging wieder sicher im Geschirr. Seppie, der Knecht, saß auf der Seitenleiter und versuchte vergeblich seine Peise in Brand zu setzen. Ingrimig blies er die Backen auf. Charles hielt lässig das Reitseil in der Linken und ließ die Peitschenschnur leise über den Rücken des Braunen gleiten. Rechen und Sense stießen flirrend aneinander.

Es galt die letzten Schwaden zu spreiten, welche während der Nacht durchfeuchtet worden waren.

Warmer Dunst entquoll den Feldern. Von fern her drang das Rollgeräusch eines Bahnzuges herüber, welcher über den großen Viadukt fauste, den man einst im Kriege gesprengt hatte.

Im Bann von Aslach lag des Xavier vor Jahresfrist erworbenes, jüngstes Grundstück. Ein Acker Morand Bühl's stieß daran.

Der Wallach wurde abgeschirrt und hinter den Wagen gebunden. Als Charles den Knecht bei der Arbeit sah und selbst wenig zu thun fand, stützte er die Hände auf die Wagenleitern und schaute gen Aslach über die Felder. Kaum zweihundert Schritte entfernt erhob sich das Wegkreuz. Die ungewisse Sonnenhelle ließ dem weißen Stein einen marmorähnlichen Glanz.

Wie Charles so hinüberschaute, überfiel ihn plötzlich ein sonderbares Angstgefühl. Es war ihm, als zöge ihn etwas in das Dorfwirtshaus, als bedürfe man seiner dort. Nicht Liebessehnen war es, das ihn bedrückte, ein Gefühl der Besorgnis, des Bangens vor einem Unglück.

Er ging.

Und je näher er seinem Ziele kam, desto rascher ward sein Schritt. Schier laufend erreichte er den Vorgarten.

Ein Huhn hockte schläfrig auf der Schwelle und

fuhr gackernd in die Höhe, als er den Flur betrat.

Kein menschliches Wesen war sichtbar. Zaudernd stand Charles an der Treppe. Er vernahm seinen Herzschlag. Da klang verhaltenes Stimmengewirr an sein Ohr. Eine Thüre im Oberbau fuhr prasselnd ins Schloß. Und jetzt ein heller, angst-erpreßter Schrei aus einer Mädchenbrust.

Zwei Stufen nahm er im Lauf und drang nach oben. Polternde Schritte kamen ihm entgegen. Mit fahlem, verzerrtem Gesicht stürzte der Nazi an ihm vorüber.

Nun war er auf dem oberen Gang.

Die Thüre zur Schlafkammer der Eltern stand flügelbreit geöffnet. Und dort lag die Mutter auf der Bettstatt, im Krampf, in Zuckungen — im Sterben. Der Kößlewirt kniete neben ihr und stöhnte und betete.

Zu Häupten aber stand ihre Tochter. Beide Hände hatte sie auf die adergeschwellten Schläfen der Mutter gepreßt, um ihr Linderung zu verschaffen. Denn in ihrem Hirn spalteten sie Holz, rastlos; ohn' Ende, bis kein Stamm mehr auf dem Kalkberg wuchs. Und bei jedem Arthieb, den die überreizten Nerven der Kranken zu fühlen glaubten, schrak sie ineinander.

Dem Jüngling versagte Atem und Stimme. Jetzt traf ihn des Mädchens Blick, zwei große

Thränen traten in ihre bis jetzt trockenstarrten Augen.

„D'r Pfarrer.“

Sie hatte es kaum geflüstert, kaum die Lippen bewegt, und doch hatte er es verstanden.

Und leise, als nötige die Nähe des Todes zu ehrfürchtigem Schweigen, verließ er das Haus.

Die Schelle im Pfarrhof hub träge zum Schlag aus.

Hastig beschied Charles den Priester zu der Sterbenden.

Als der Pfarrer mit der Monstranz über die Straße schritt, preßte sich hier und dort ein neugieriges Antlitz gegen die blinden Scheiben.

Das Dorf wußte Bescheid.

Sie hatten den Hof erreicht und betraten den Ausgang.

Da raffte sich eine gebückte Gestalt aus der Ecke empor:

„D'r Guldtrinker, d'r Guldtrinker!“

Der Nazi brach an ihnen vorüber ins Freie. Sinnlos taumelte er in die Jasminbüsche. Ein Blütenregen quoll auf ihn nieder.

Droben versahen sie die Mutter.

Qualmend flackerten die Kerzen zu beiden Seiten des Kreuzes im Lusthauch. Gleichtöniges Gebetmurmeln ging in der Runde um. Der Vater,

das Mädchen und der Fremde knieten Seit' an Seite.
Der Pfarrer suchte heimlich die Thränen wegzublitzeln, welche ihm die Augen trübten.

— — — damit der böse Feind keine Gewalt an dir übe und der ewige Tod dir nicht schaden könne! — — —

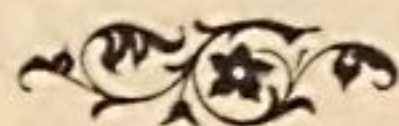
Frau Katharina Bühl war verschieden.

Schnell warf der Pfarrer das Tachen über ihre entstellten Züge.

Als er sich entfernte, schlich sich der Nazi in das Haus, und als er allmählig das Unbegreifliche begriffen hatte, murmelte er:

„D'r Guldtrinker isch's schuld.“

Horch, die Sterbeglocke begann zu läuten.



Frau Ursula stand in der Morgenfrühe auf der Schwelle. Verirrte, silberwollige Schäfchen zogen hoch am Himmel gen Westen.

Die Erntesonne war aufgegangen. Auf der Straße, oberhalb des Sterzlin'schen Haus malte sie leuchtende, zitternde Gebilde auf den gesteinten Damm. Das geschah, weil sie vorwitzig durch das Geäst der alten Linde brach, die von der Mauer des hochgelegenen Gartens herabdräute.

Jetzt bogen zwei Menschen um die Ecke und kamen die Straße herauf. Die geschwächten Augen der alten Frau erkannten den Xavier an Gang und Haltung. Eine weibliche Gestalt schritt ihm zur Seite. Und da schob sich auch der Sepple, reiseforb beladen, um die Ecke.

Das Gretle war angekommen.

Als Frau Ursula so mit neugieriger Freude ihrer Schwester Kind entgegensah, irrten plötzlich ihre Gedanken ab und wandten sich ihrem Sohne zu. Ein unbewußter Vergleich, mütterliche Eitelkeit war wohl der Grund.

Bleich und verstört war Charles gestern Abend vom Feld heimgekommen. Er hatte den Tod beim Handwerk überrascht.

Um eines Trunkes willen war er in das „Rößle“ hinübergegangen — wie er erzählte — da trat er in ein Sterbehaus.

Und es hatte ihm Ruh' und Schlaf geraubt.

Als er im Bett lag und in gewohnter Rückenlage zur Decke emporschaute, an welcher ein blasser Mondstrahl hintastete, da war ihm jählings ein seltsames Furchtgefühl über das Herz gezogen. Er dachte an die Tote. So, mit gestreckten Armen, das linke Knie unter dem Baken ausgezeichnet, hatte sie dort gelegen. Er warf sich herum. Und dann dachte er an die Tochter. Auf dem Flur hatte er sie auf die Wangen geküßt, mitleidig und brüderlich. Sie litt es. Jetzt aber ergriff das heiße, leidenschaftliche Gefühl langsam wieder Besitz von der Herrschaft über sein Herz.

Auch der Xavier, sein Vater, war entschlossen, das Weib des Morand Bühl mit zu Grabe zu geleiten.

Doch erst am Mittwoch fand das Begängnis statt, vorher harrte des Alten ein freudigerer Gang: der Empfang seiner Nichte.

Mit dem Sepple hatte er sich auf den Weg gemacht.

Charles fuhr nach Pfirt hinauf, denn auf der

Zuchtweide war ein Stück Vieh gefallen, das dem Xavier Sterzlin zu eigen war.

Die Mutter hatte das Gretle willkommen geheißen. Kaum war eine Stunde verflossen, da hatte es ihr ihre Schutzbefohlene angethan.

Ihre blauen Augen sahen lachend in die Welt. Braungoldene Brauen schlangen sich darüber gleich leichten Brücken ihrer Frohgedanken. Ihr blondes Haar war im Nacken zu einem reichen Knoten vereint. Hochgewachsen war ihre Gestalt. Der kurze, biegsame Oberleib ließ sie schlanker erscheinen, als sie in Wirklichkeit war. Das gab ihr etwas Kampffrohes, Lebendiges. Ihr Liebesleid aber schien sie wenig zu bedrücken, denn ihr Schritt war leicht, und das Blut pochte rötlich in ihren Wangen.

Als der Tag sich neigte, mußte bereits das ganze Städtchen, daß ein Zugvögelein seinen Einflug gehalten hatte.

„D' Schwizere“¹⁾ wurde sie genannt.

Während in der Dämmerstunde Frau Ursula am Arm ihrer Nichte die Straße auf und nieder ging und vorsichtig an das verschlossene Herzenskammerlein klopfte, wohl gar einen heimlichen Blick hinein zu thun hoffte, während Charles durch den Wald die alte Römerstraße herunter in das Städt-

¹⁾ Die Schweizerin.

chen heimkehrte, — saß Louise in schnellgeschaffener Trauerkleidung an dem Leichenbett.

Es war ihr leichter ums Herz.

Ihre Mutter war erlöst. Vielleicht zog nun neues Leben ein in das hinfällige Schenkhaus. Vielleicht hatte es dieses Sarges bedurft, um aus Spähnen und Bohlen ein neues Glück zu zimmern.

Der Nazi schlich herzu.

Sie nahm ihn bei der Hand und flüsterte:

„Ich will! Muetter Gottes, ich will!“

Sie wollte ihres Amtes warten. Und zukunftsicher sah sie in die Dämmerung, welche ihre grauen Fäden über das Totenlager spann.

Da trat das Bild des Tänzers von der Kilbe, des Helfers in schwerer Stunde, vor ihre Seele und zerrann wiederum. Aber ein weicher Zug blieb in ihrem Antlitz haften.

Dunkle Nacht warf ihr sternengesticktes Schleppgewand über Thal und Höhen.

Das Gretle schlief in seiner neuen Kammer und lächelte im Traum: es wollte ihm ja treu bleiben.

Louise lag angekleidet auf ihrem Bett. Der Schlaf hielt sie umfassen: und doch war sie zur That erwacht.

Es war eine stille, ruhename Sommernacht.

Warme Lüfte wölften durch das Korn. Die

Heufeime rauchten. Und weithin vernehmbar rauschte
das Wasser der Ill über das Wehr an der Spin-
nerei.

Goldene Wunschträume rieselten aus dem mond-
fichelbegrönten Füllhorn der Nacht.

In der Ferne stürzte ein Stern erlöschend auf
die Erde.



Ende des ersten Buches.

Zweites Buch.

Das Thal aufwärts, hier dicht an der Heerstraße, dort mitten durch Matten und Felder, zog sich ein breiter Streifen nackten, aufgebrochenen Erdreichs.

Der Rasen lag in viereckige Schollen geteilt zu beiden Seiten aufgestapelt. In der Nähe von Aslach wurde der dunkle Grund von leichten Schienen durchschnitten. Ein kleiner, eiserner Karren stand darauf. Auf einem angrenzenden Grundstück lagen Balken, eiserne Reifen, und manigfaches Handwerkzeug unterschiedlos umher. Eine leichte Bretterhütte erhob sich inmitten. Grauer Rauch stieg flockig in die Höhe. Unter dem Erlengebüsch, am Ufer des hochbordigen, wellenklaren Gebirgswassers ruhten die Arbeiter, der eine auf dem Rücken, die Mütze über die Augen herabgezogen, der andere erdwärts gewendet, den Kopf auf die verschlungenen Arme gestützt.

Eingeborene, Polacken, Italiener bunt durcheinander.

Der Bau der Thalbahn hatte begonnen.

Der Rößlewirt lehnte finster auf dem brusthohen Pfahlzaun, welcher den Rebgarten hinter seinem Hause abschloß. Auch dort hatten sie gemessen und Merkschollen ausgehoben. Just noch ein Zipfel seines Besitzes fiel dem neuen Verkehrswege zum Opfer.

Zwölf seiner besten Weinstöcke, blutbeeriger Muskateller, sollten fürder kein Fäßlein herben Landweines veredeln. Und das that dem Rößlewirt bitter wehe. Wohl hatte Aaron Picard bereits sein letztes Wort gesprochen.

In drei Wochen war die Frist verstrichen, welche er ihm gesetzt hatte.

War am siebenten Sonntag nach Trinitatis die Schuld nicht getilgt, so erfolgte die gerichtliche Versteigerung des Anwesens.

Und tilgen konnte der Rößlewirt die Schuld weiß Gott nicht.

Nun lag sein Weib schon acht Tage auf dem kleinen, grasüberwachsenen Gottesacker. Das Entschädigungsgeld für die zwölf Rebstöcke deckte die Grabkosten.

Der Morand schickte sich bereits in seinen Witwerstand und pries bei den seltenen Gästen, die zuweilen das verwaisete Haus besuchten, das erlösende Ende seiner unglücklichen Frau.

An dem Tage, an welchem sie die Wirtin ein-

gesargt hatten, war es zum ersten Male seit Jahren geschehn, daß der Rößlewirt trunken vom Stuhl sank. Seine Tochter brachte ihn zur Ruhe. Als er mit erdfahlem, greisenhaftem Antlitz auf dem Bett lag, sah das Mädchen schweigend auf ihn nieder. Zorn gegen ihn, Zorn gegen sich erfüllte ihre Brust. Gab es denn kein Mittel für die Austreibung der bösen Geister, welche von dem Hause nicht weichen wollten?

Hatten sie die seelenlose Hülle dort draußen verlassen, um nochmals Ginkehr zu halten?

Und von dieser Stunde an ließ das Mädchen keinen Blick mehr von dem Vater.

Vor zwei Abenden war es gewesen, kurz nachdem Charles ihr gut' Nacht geboten hatte, da fand sie den Alten bei der Rückkehr in die leere Gaststube hinter dem Verschlage stehn und aus dem hohen Steinkrug sein Glas füllen. Er achtete ihrer nicht.

Als er kaum die Lippen geneßt hatte, umschloß eine weiche Hand seinen Arm:

„Vatter, worum?“

„Worum? Einer müeß trinke, f'r des isch's e Wirtshüs.“

„Un' d'Müetter?“

„Sie hätt racht dō¹⁾!“

¹⁾ gethan.

„Batter!“

Der Ruf war ein Schrei, das Wort eine Anklage. Und sie rüttelte seinen Arm, daß der Wein in flatschenden Güssen auf den Boden sprang.

„Un' mir, ich un' der Nazi?“

Er starrte sie an, er begann zu zittern.

Mit ungewisser Hand stellte er das Glas nieder, schloß Thür und Läden und ging zur Ruhe.

Und seit jenem Tage war der geheime Kampf entbrannt. Der Rößlewirt rang mit sich, der Erinnerung und der Zukunft.

Er riß mit zornigem Griff ein Gebinde von dem nächsten Nebstock. Haltlos schwankten die Ranken auf und nieder.

Von dem Türmchen der großen Spinnerei flatterte der Klang der Arbeitsglocke herüber.

Das Hämmern der Pickel auf der Heerstraße begann von Neuem.

Da wandte sich Morand Bühl ab und ging seinem Hause zu. Als er durch die Lattenthür auf den Hof trat, fand er den Nazi und den Knecht um das Pferd beschäftigt. Sie hatten das linke Vorderbein in einen Wassereimer gestellt.

Ängstlich stieß der alte Grauschimmel die Luft durch die Rüstern.

Sieben kam Louise mit einer Handlast alten Leinens die Treppe herunter.

„Was isch?“

Der Knecht gab keine Antwort und goß das Wasser aus dem Holznapf in den Eimer, in welchem dunkles Blut floßte.

Aus des Nazi Reden ward der Wirt nicht klug, nur so viel verstand er, daß die Sense den Gaul in die Fessel getroffen habe.

„Mundedié! Mundedié!“ ¹⁾

Das war Alles, was er erwiderte, während ihm das Blut in den Adern schwoll.

Nachdem er aber von Louise die Erklärung erhalten hatte und erfuhr, wie der Knecht den Gaul auf dem Feld hinter den Wagen gebunden, dann gemäht habe und dabei — Gott weiß wie — dem Tiere das Eisen in die Knochen geschlagen, da fuhr er auf wie rasend. Er fluchte und tobte, zerschlug die Sense auf dem Brunnentrog und war schier von Sinnen.

Die Anderen verbanden die Wunde und führten das Pferd in den Stall. Dem Knecht hatte der Rößlewirt kein böses Wort gesagt, nur gegen sich, Gott und die Welt gewüthet. Mühsam entkam der Hofhund seinem breiten Nagelschuh, als er ins Haus ging.

Louise folgte ihm bald darauf. Während sie durch die Küche schritt, glaubte sie das Klirrgeräusch von Gläsern zu vernehmen.

¹⁾ nom de dieu.

Sollten ein paar Gäste Einfuhr gehalten haben? Vielleicht war es Monsieur Charles: sie verspürte das Dehnen ihrer Nerven.

Doch die Schenkstube war leer. Ein scheuer Blick des Wirtes, der an dem Verschlage lehnte, folgte ihrem suchenden Auge.

Brell und dunstheiß lag die Sonne auf den Dielen. Das Mädchen öffnete das Fenster und schloß den Laden.

Ihre Hand umspannte noch den ausgelösten Holzpflöck, welcher den Laden an die Wand klammern half.

Träumend stützte sie die Stirn gegen die Scheiben. So stand sie geraume Zeit.

Wiederum schreckte sie das Klirren des Schenkgerätes.

In dem Augenblick, in welchem sie sich umschaute, verließ der Wirt das Zimmer.

Und es war, als schwanke er in den Knieen. Nun stieg er in den Oberbau empor. Die Kammerthüre fiel ins Schloß.

Er war schlafen gegangen.

Still hockte der Nazi im Stall bei dem wunden Pferd. Zuweilen hob das Tier den Kopf und bog sich auf steifen Beinen rückwärts, um den zerhauenen Fuß zu erleichtern. Stetig feuchtete der Blödsinnige den Verband, obwohl die Stallfliegen ihn peinigten.

Louise war laß an Leib und Seele. Sie nestelte

die oberen Knöpfe ihres Brustkleides auf und bog die Ellen ein. Freier spielte der Lusthauch um ihren Hals.

Der weinschwere Staubbunst im Schenkzimmer beengte ihre Sinne. Sie trat unter die Hausthüre. Schattig, kühl lag die Wildweinlaube vor ihr.

Die Silberfugel blinkte durch das Gezweig.

Und das Mädchen ließ sich auf der Holzbank nieder.

Bald neigte sie den Kopf gegen die Kreuzlatten und schloß die Augen. Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet.

Ein Rotfink flatterte auf den Tisch und blinzelte sie aus runden Auglein vertraulich an.

Aus den blustmüden Jasminbüschen wogte welker Duft herüber. Die großen, weißen Gloire de Dijon-Rosen verjüngten die Luft.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein. Noch lag das Schenkhaus wie verzaubert.

Die Dorfstraße war menschenleer. Den Kopf unter die Flügel gezwängt, hockten die Enten neben der Rinne. Plötzlich fuhren sie auf. Schritte und frohes Gespräch hatten sie erweckt. Schimpfend blickten sie der alten Stadtfrau, dem jungen Mann und dem Mädchen nach, das den beiden Anderen stets um einige Schritte voraus war.

Welch' Wunder, Frau Ursula hatte am hellen

Arbeitsstag ihr Sorgenstüblein verlassen und war mit ihrem Schwesterkind und dem Bub über Feld gegangen.

Das Bretle wirkte wie der schnelle Pendelschlag einer jungen Uhr in der Uhrmacherwerkstatt, in welcher nur alte, schläfrige Zeitmesser hängen.

Da will ein Jedes gleichen Schritt halten. Der Xavier hatte erstaunt die Pfeife aus dem Mund genommen, als er seine Frau im guten, grauen Kleid und der kleinen Mantille aus dem Hause treten sah.

Und die Nachbarn beredeten das Geschehnis. Das Bretle aber hatte ihr selbst die Hutbänder zur Schleife geknüpft und war dem Onkel so zu Lieb gewesen, daß er es schließlich ganz natürlich fand und willig Haus und Hof hütete.

Charles sollte ihnen den Stand der Reben und die neue Thalbahn zeigen.

Langsam waren sie den schmalen Pfad an der Lehne des Kalkberges entlang gen Aislach gegangen. Das Mädchen spottete der Sonnenglut in seinem hellen Sommerkleid, Frau Ursula empfand die Hitze als wohlthuende Wärme, nur Charles brachte seinen Rock zum Opfer und schritt in Hemdärmeln einher.

Auf den Feldern herrschte rühriges Schaffen, von der Straße klang das Aufschlagen der Pickel, sie sahen die Arbeiter bienengleich in Thätigkeit.

Und nun die schweigende Stille in dem Dorfe. Charles, welcher mit Mutter und Base nicht im

Rößle gesehen sein wollte, hatte es zuwege gebracht, daß sie in der Krone Einkehr halten wollten.

Ein Trauerhaus blieb doch ein Leidhaus, mochte es auch eine Schenke sein.

Das mußte er seiner Mutter so geschickt einzureden, daß sie es zuletzt als ihre eigene, herzensprungene Meinung aussprach.

Das Gretle schritt leichtfüßig voran. Es hatte den lichtfarbigen Sonnenschirm über die Achsel gelegt und den Strohhut mit dem roten Mohn an den Griff gehangen.

Rastlos schweiften ihre jugendfrohen Augen umher. Das Rößle lud zur Einkehr. Der Blütenduft lockte und das schattige Laubversteck war so verheißend. Zwei Distelfalter fochten einen fröhlichen Kampf über den Jasminbüschen aus.

Gebannt hingen die Blicke des Mädchens an dem Ruheplatz. Und schnell entschlossen trat sie über die Steinschwelle.

Die Mutter hatte es kaum in Acht genommen, dem Charles aber gab es einen Stich durchs Herz. Doch es war zu spät.

Jetzt unterbrach Frau Ursula ihre Rede und ward das Ungeheuerliche gewahr.

Sie wollte lebhaft Einspruch erheben, aber der Ort mochte auch sie bezaubern: sie schwieg, — zumal da das Gretle jäherstaunt in dem Rundbogen stehen blieb, der in die Laube führte. Schon

vorher hatte Marguerite den Sonnenschirm geschlossen.

Himmliche Pfeile versenken sich in dem blonden Haar. Leise neigte sie den Kopf.

Sie hatte die Schläferin entdeckt.

Leise traten Mutter und Sohn hinter sie.

Da öffnete Louise langsam die Augen. Eine Weile umfingen sich die Blicke der beiden Mädchen. Als die Erweckte zum Bewußtsein gekommen war, erhob sie sich hastig. Nun unterschied sie auch das Antlitz der beiden anderen Menschen.

Und es war eine Stille unter ihnen.

Das Gretle sah mitleidig auf die Trauerkleidung. Sie erinnerte sich an die Geschichte, welche man ihr erzählt hatte.

Das neugierige Mitleid hieß sie schweigen und die Fremde mit den Augen erforschen.

Frau Ursula dachte auch an das Leid, welches der dort — denn sie mußte es sein — widerfahren war. Die Erinnerung, welche schwarze Fäden aus ihrem eigenen Leben schnellgeschäftig aneinanderknüpfte und sie mit dem Unglück des Mädchens verwirkte, nahm ihr die Sprache.

Ihren Sohn aber erfüllte ein doppeltes, widerstreitendes Gefühl. Er fürchtete sich vor sich selbst, vor dem Ton seiner Stimme, dem Blick seiner Augen und dem Thun seiner Hände.

Wenn er sich verriet!

Aber allmählig wurde diese Furcht von seiner Leidenschaft erdrückt. Wie er sie dort schaute, den schwarzen Crepe eingebogen, so daß die Weiße ihrer Haut zu leuchten schien, den kleinen Kopf von dem Schattendunkel erhoben, da wallte es in ihm auf, heiß und verlangend.

Louise's Blick aber wurde tot und starr.

Die helle Frohgestalt dort auf der Schwelle, wer konnte es sein? Er hatte keine Schwester.

Und ob sie den Tänzer von der Kilbe, den allabendlichen Gast, liebte, jetzt fragte sie es sich. Der Herzschlag versagte ihr, sie sah schwarze, wirbelnde Flocken und nun kam unvermittelt das Verlangen nach Tanzen wieder in ihr auf. Tanzen!

Sie preßte die Zähne zusammen.

Und dann drückte sie plötzlich wie körperlich thätig, all das tief in die Brust zurück und lächelte.

„Bon jour binander. Wann¹⁾ sie nit siße.“

Schnell schlug sie mit der schwarzen Schürze über den Tisch.

Sie nahmen Platz und Charles bestellte Wein. Dann sprachen sie von der Erscheinung des Mädchens, Charles freilich nur, wenn die Anrede ihm unmittelbar galt.

Als Louise die Flasche samt den Gläsern brachte, bemerkte Frau Ursula, daß ihre Hände zerarbeitet

¹⁾ wollen.

waren, obschon dies eine Folge von erst jüngst begonnenem Schaffen zu sein schien.

Die Frauen knüpften ein Gespräch an.

Vorsichtig, feinfühlig tastete die Mutter nach dem Herzschlage des jungen Mädchens, bis sich Charles, den die Nähe der Geliebten und ihr kurzer Frageblick beengten, erhob und in das Haus trat.

Gretle's Arm hatte in dem seinen gelegen, wie sie so nebeneinander saßen; er ward es erst gewahr, als er die hastenden, schmerzlichen Falten auf Louise's Stirn bemerkte.

Und er ging.

Durch die Küche, die seit dem Tode der Hausfrau gar sauber war und eine sorgsame Hand verziet, trat er auf den Hof.

Hier schlummerte tiefe Stille, die Stille des Verfalls.

Soeben wurde die Stallthüre geöffnet.

Aber Niemand erschien, nur eine singende Stimme klang abgebrochen über den Hof.

Es war der Nazi, der den Schimmel tröstete.

Neugierig schritt Charles über den Hof, um den Sänger aufzusuchen.

Der Nazi hatte Zutrauen zu dem jungen Mann gefaßt und erzählte ihm stammelnd und schwerverständlich den Unfall. Der Knecht hatte soeben sein Bündel geschnürt und heimlich den Hof verlassen. Doch der Erzähler fand keinen aufmerksamen Zu-

hörer. Zerstreut strich Charles dem Pferd über den Rücken.

Es litt ihn nicht in dem Stall. Er ging in das Haus zurück und stieg die Treppe empor.

Dort, in dem großen Gemach, wollte er sich niedersetzen, den Kopf auf das Spinett stützen, träumen und dem Gebahren des Mädchens nachsinnen.

Nachdem sich Charles entfernt hatte, wurde Frau Ursula redseliger. Sie sprach der Waise Mut ein und meinte, sie solle sich trösten, es bleibe keine Mutter am Leben. Besser sei es, daß das Kind — wenn es herangewachsen — die Mutter begrabe, als daß die Mutter hinter dem Sarge schreite.

Dem Mädchen brannten ihre Worte auf der Seele. Sie hätte ihr in's Gesicht schreien mögen: Ich trauere nicht um die Tote, ihr ist wohl, sie schläft, sie schläft!

Wenn ich ihrer gedenke, so sehe ich sie nur als Mutter eines kleinen Mädchens, ein blödes Bübchen auf dem Arm.

Wie es später kam, wie es wurde, nein, nein! — —

Die Müdigkeit war von ihr gewichen.

Sie war fieberhaft erregt. Das blonde Mädchen mit den großen, blauen Augen that ihr wehe, sie griff nervös in das Weinlaub. Und plötzlich erhob

sie sich, sagte, sie müsse im Hause zum Rechten sehen und ging.

Frau Ursula war der ungewohnte Gang und der Stilltrunk zum Schlafmittel geworden. Pfliegte sie doch täglich um diese Stunde ihre Mittagsruhe zu halten.

Noch ein paar Worte hinüber und herüber, dann sank ihr graues Haupt langsam auf Gretle's Schulter. Das Gretle aber saß still und träumte. Es war allgemach in Zwiespalt geraten mit seinem Herzen.

Unterdesseu eilte Louise in das Haus und flog die Treppe empor.

Vor der Kommode blieb sie stehen und sah zu dem Trauerbild auf.

„Elle attend, elle attend.“

Sie murmelte es mit zuckenden Lippen. Das blauäugige Mädchen — diese gute Mutter — vielleicht sein Schatz — und sie, sie — — horch, des Vaters schwere Atemzüge drangen herüber.

Und Alles, was die letzten Tage gebracht hatten, brach tiefwund in ihrer Brust auf.

Sie warf die Arme über die Kommode, preßte den Oberleib dagegen und schluchzte krampfhaft. Doch die Thränen wollten sie nicht erlösen.

Da rief Jemand dicht hinter ihr ihren Namen. Sie fuhr empor.

„Louise!“

„Dü, Dü, was witt,¹⁾ loß mi' geh', gang²⁾ zu
diner Mütter, zu dim Schatz, loß mi geh'!“

Keuchend stieß sie die Worte hervor.

„Mi Schatz? Dü bisch mi Schatz, Dü allei'!“

Er riß sie an sich. Und als er sie umfaßte,
brach sie in stilles, erlösendes Weinen aus. Und
er küßte sie, und sie küßte ihn wieder, schlang die
Arme um seinen Nacken und glaubte nun glücklich
zu sein.

Des Vaters polterndes Erwachen schreckte sie
auseinander.

Im Flur lehnte Charles die heiße Stirne gegen
die kalte Wand. Sein Herz schlug hart wie ein
Hammer.

Das Gretle war auch dem Schlummer nahe,
als er an den Tisch trat und zur Heimkehr
mahnte.

Frau Ursula fragte nach der jungen Wirtin.
Da sagte er, er habe bereits bezahlt, das Mädchen
aber sei im Stall bei dem verwundeten Pferd.

Langsam schritten sie die Dorfstraße hinunter.
Das bleiche Mädchen bestand nicht in Frau Ursula's
Gedanken.

Der Rößlewirt hatte wohl schwere Träume
gehabt. Bleich und zerfallen ging er über den
schmutzigen Hof.

¹⁾ willst Du. ²⁾ geh (Imperativ).

Louise saß mit gefalteten Händen auf dem Stuhle vor dem geschlossenen Spinett.

„Elle attend, elle attend!“

Unaufhörlich, unbewußt flüsterte sie diese Worte und lächelte.

• Und sie war laß an Leib und Seele.



Auf der Rihfinger Höhe, vielleicht drei Kilometer von der Stadt entfernt, befinden sich zwei Weiher. Der Besitzer der Ziegelfabrik hatte sie angelegt. Dunkle Tannen schauen in das tiefe Wasser, in dem sich breitmäulige Karpfen bewegen.

Der Wasservorrat sollte im harten Winter oder trockenen Hochsommer der Fabrik den Betrieb erleichtern.

Dicht führte die alte, tiefausgefahrene Straße an ihnen vorbei. Jenseits, zur Linken, waren die Lehmgruben, und allstündlich ertönte von dort das Wächterhorn.

Bald darauf kamen zwei aneinandergekoppelte, eiserne Wagen den Schienenweg herunter. Bei den Weihern erreichten sie die Straße, auf welcher der Schienenstrang weiterlief, bis er zu Anfang der städtischen Straße abbog und in den Fabrikhof führte.

Oberhalb der Weiher dehnen sich in der Richtung des Flusses nach der Thalsohle zu wellige, obstbaumreiche Felder.

Selten lag ein Getreidefeld zwischen den grünen Wiesen, auf denen die Apfelbäume ihre Nester ausbreiteten.

Nähe den Tannen stand ein alter, fruchtarmer Baum. Er war des Blühens und Reifens müde geworden. Seine Zweige raschelten im Morgenwind.

Doch hatte er noch einige, wenige Äpfel zu zeitigen versucht, damit die Menschen wüßten, daß er einst in alten Tagen des sonnigen, windstillen Ortes nicht unwert gewesen sei.

Frau Ursula hatte lange Jahre die rotwangigen Äpfel auf Stroh gelegt, und der Xavier hatte gar einmal im Uberschwang den daraus gegohrenen Wein mit perlendem Champagner verglichen.

Nun grünte er zum letzten Mal. Er sollte den Venzdrang nicht mehr verspüren, die Vögel sollten nimmer Einfuhr bei ihm halten, denn der Xavier Sterzlin hatte sein Ende beschlossen.

Er war mit dem Gretle früh Morgens hinausgegangen, um die Stützen der obstbeladenen Bäume zu prüfen. Und während er mit dem Stock gegen den alten Stamm schlug, erzählte er seiner Nichte, daß der Charles einst nur von diesem Baume essen mochte, und daß er später mit seinem Kameraden, dem Güstave Haller, nur an dem alten Apfelbaume beutegewisse Kletterzüge ins Werk gesetzt habe.

Das Gretle hörte lachend zu. Es hatte einen unreifen, grünlichen Apfel aufgerafft und mit den

kleinen, weißen Zähnen hineingebissen. Die Säure zog ihr den Mund zusammen. Mit mädchenhaftem Wurf, den gekrümmten Arm ungeschickt nach hinten gebogen, schleuderte sie die Evafrucht in den Weiher.

Ein glucksender Ton — zitternde Kreise zogen uferwärts.

Nun schritten sie den schmalen Pfad an dem Weiher entlang.

Der klagende Ton des Hornes hallte warnend von der Lehmgrube herüber.

Neugierig blieb das Mädchen auf dem Leinpfad zwischen Wasser und Straße stehen.

„Ist d'Alme¹⁾ dert ahne²⁾?“ fragte sie.

Aber der Alte schüttelte den Kopf und erwiderte nur:

„Vohs³⁾!“

Man vernahm das Geräusch der nahenden Schienenfarren.

Und jetzt bogen sie um die Weidenbüsche und fuhren auf die Straße. Auf der schmalen Plattform des ersten Wagens stand ein Mann in hohen, lehmgelben Stiefeln. Er trug das kleine Horn an einem Riemen um den Hals. Seine Hand lag auf dem Griff der Bremse.

Da ertönte ein kurzer Ruf. Die Kurbel schnellte

1) Alm. 2) drüben. 3) Horch.

herum. Knirschend stöhnten die Räder. Die Wagen hielten.

Das Gretle war blutrot geworden. Von der Plattform des zweiten Wagens sprang ein junger Mann und kam auf den Xavier Sterzlin zu.

„Bon jour, mam'selle Marguerite!“ rief er, während er dem Alten die Hand bot.

Es war Güstave, welcher in den Bureaux der Ziegelfabrik angestellt war und die Gruben besichtigt hatte.

Jetzt reichte er auch dem Mädchen die Hand.

Wiederum schoß ihr das Blut in die Wangen. Ihr Herz klopfte.

Als Güstave vor nunmehr acht Tagen zum ersten Male das Gretle gesehen hatte — er war mit Charles heimgegangen —, da riefen die blauen Augen lustige Erinnerungen in ihm wach. Als er aber mehr und mehr in diese blauen Augen schaute, verblaßten diese Erinnerungen.

Er las eine neue, unergründete Schrift und fand gar viel zu enträtseln.

Und dem Wildling war stets so wohl, wenn er das Gretle sah. Ein Hauch entflogener Kindlichkeit umwehte ihn.

Das Mädchen aber nahm es bald wahr, daß sein Wesen sich wandelte und daß ihre Nähe dies verschuldete. Sie wurde eitel.

Ihre Herzensnot siechte dahin.

Kein Brief kam von Vater und Mutter. Wie vom Rhein verschlungen erschien ihr das alte, fromme Basel.

Onkel und Tante aber rührten nicht an ihr Herzensgeheimnis. Als Frau Ursula am Tage der Ankunft sie heimlich erforscht hatte, wußte sie genug.

Neue Ereignisse wuchsen herauf und überwucherten das Gewesene.

Marguerite vergaß.

Der alte Sterzlin hatte sich mit dem Wagenführer in ein Gespräch eingelassen.

Scherzend lud Güstave das Gretle ein, mit ihm den Extrazug zu besteigen und heimzufahren. Seine ganze Beredtsamkeit rief er ins Feld.

Das Haus Sterzlin lag kaum zwanzig Schritte stadteinwärts von der Fabrik.

In fünf Minuten waren sie zur Stelle.

Das Neue und Ungewöhnliche reizte den Wagemut des Mädchens. Es wußte nicht ja, nicht nein zu sagen. Und nun kam ihr der säuerliche Apfelgeschmack wieder in den Mund. Sie wurde rot darob.

Da erbarmte sich der alte Xavier der Zweifelnden.

Wenn Güstave sie mitnehmen wolle und dürfe, so solle sie nur aufsteigen, er habe doch noch mit dem Feldhüter zu reden, der in der Nähe wohne.

Ob das Gretle der Einsprache wohl froh war? Der junge Mann sprang auf und wies ihr einen Platz links neben der Bremse, welche sich nun zwischen ihnen befand. Das Mädchen mußte das Kleid aufraffen, denn der zähe Lehm verlangte danach.

„Adieu, Unfel! au revoir!“

Lachend rief sie es, während sich die Karren in Bewegung setzten. Schneller rollten die Räder. Der Luftzug zerrte an dem blonden Gelock. Schon hielt sich das Gretle mit beiden Händen an dem Bremsengriff.

Die ersten Häuser, alleinstehende Gebäude, huschten vorüber. Plötzlich löste Güstave die kleinen Hände, welche den Griff umspannten. Angstlich hielten sie seine Hand fest. Mit der Rechten drehte er die Kurbel. Auch der Führer bremste, der Zug hielt. Das Horn zeigte dem Thorwärter in der Umfassungsmauer der Fabrik die Ankunft an. Dreihundert Schritte schnurgeraden Weges trennten das Gefährt von seinem Ziel. Jetzt öffneten sich die breiten Flügel.

Wiederum setzten sich die Wagen in Bewegung und brausten auf die Einfahrt los.

Güstave trat dicht neben das Mädchen und drängte es bis an den Rand, denn im Hofe bogen die Schienen hart um die Ecke des Gebäudes. Da war ein Unglück schnell geschehn. Jetzt umfuhren

sie die Ecke, und nun donnerten die Karren in die große Halle. Die Senkung hatte aufgehört, ein Griff in die Bremse, und die Fahrt hatte ihr Ende erreicht.

Das Gretle atmete auf. Es war doch ängstlich geworden. Güstave geleitete sie bis an das Thor.

Als er ihr die Hand zum Abschied bot, lächelte sie wieder. Sie gingen von einander, nachdem sie kaum ein Wort gewechselt hatten, und doch hatte sie die Fahrt einander näher gebracht.

Sie haben es Beide erfahren.



Es begann zu dunkeln.

Eine belebende Kühle kam das Thal herauf.

Schon hatte der Feierabend begonnen, denn spät erst entschloß sich die Sonne zum Niedergang, und bis sieben Uhr leuchtete das blaue Hochhaupt des großen Belchens am nördlichen Horizont.

Güstav lehte an dem geöffneten Fenster und schaute die Straße hinunter.

Dicht hinter ihm saß seiner Mutter Schwester, eine alte, taube Frau und strickte.

Vater und Mutter waren bereits die Streitgasse hinunter und das Totenweglein über die grünen Matten auf den alten Gottesacker getragen worden.

Xavier Sterzlin war früher des Güstave Vormund gewesen. Jetzt stand dieser in eigenen Schuhen. Er war um zwei Jahre älter als sein Freund Charles und hatte sein Jahr bereits in Straßburg bei den Sachsen¹⁾ gedient.

Als kleiner Bub war er französischer Herrlich=

¹⁾ Rgl. Sächsisches Infanterie-Regiment Nr. 105.

keit und Empfindung voll gewesen, aber die Zeit führte ihn langsam zur Gleichgültigkeit gegen „hüben und drüben“ und dann zur Anlehnung an die neuen Verhältnisse. Freilich bei den Preußen wollte er doch nicht Soldat werden, so that er sich und den alten, vererbten Gefühlen den Willen und trat bei den Sachsen ein.

Als er heimkehrte, war er immer noch der tolle Haller, den Stadt und Dorf kannten, der aber bei seinem Dienstherrn infolge seiner Thätigkeit und Umsicht in hohem Ansehen stand.

Heute allerdings war seine Feder gar säumig gewesen, just als ob ihm stets ein blauäugig Blondköpflein über die Schulter schaue und das Schreibrohr halte. Und das hatte das Gretle verschuldet.

Ein Lächeln irrte um seinen Mund, als er ihrer Angst dachte.

Vom Bahnhof schrillte der Pfiff des einlaufenden Zuges herüber. Güstave schaute aufmerksamer die Straße herunter. Gerade ging der alte Sterzlin in das Café. Und jetzt kam auch Charles vorbei.

„He, Charles, nimmisch¹⁾ nieme²⁾ mit?“

Der Angerufene schien nicht allzu erfreut, aber er wartete. Nachdem sich Güstave zu ihm gesellt hatte, gingen sie miteinander über den Fluß die Belforterstraße hinaus, obwohl es den armen Charles

¹⁾ nimmst du. ²⁾ Niemand.

mehr nordwärts, dem Kalkberg zu, ziehen mochte. Doch er verzichtete auf ein Stelldichein zu Dreien.

Unterdessen erwartete Xavier Sterzlin seine Spielgenossen am runden Tisch. Still war es in dem großen, menschenleeren Raume. Die Wirtin, eine junge, schwarzäugige Wittib, goß den braunen Heißtrank aus der vernickelten, schwanenhalsigen Kanne in das hohe Glas. Eine kleeblattähnliche Busennadel, deren drei Steine die Farben der französischen Tricolore widerstrahlten, funkelte in dem Brustbesatz ihres dunkelblauen Kleides.

Noch war der einsame Gast nicht über das Studium der „nouvelles à la main“ im „Figaro“ hinausgekommen, da verdunkelte eine Gestalt die Schwelle. Sterzlin blickte nicht einmal auf, denn es war eine alte Gepflogenheit, still und grußlos, an dem runden Tische Platz zu nehmen.

Doch der Ankömmling vernachlässigte diese Sitte.

„Bon soir, m'sieur Xavier!“

Der schob erstaunt die Brille in die Höhe.

„Ah, c'est vous, m'sieur Picard!“

Es lag etwas Abweisendes in dem Ausruf, aber der Händler schien es zu überhören. Er hatte bereits Platz genommen und lüftete vor der Wirtin einen Augenblick den Hut, während er ebenfalls ein Glas Kaffee bestellte.

Bergeblich waren Sterzlins Bemühungen, sich

hinter der Zeitung zu verschanzen. Zäh, unablässig erneuerte Aaron Picard das Gespräch.

Als der Xavier merkte, daß der Jude etwas bezwecke, wollte er ein Ende machen und fragte nach seinem Begehr.

Bevor der Mafler aber die Unterhaltung eröffnete, bestellte er sich ein „Gläsle“ — es war goldbrauner, weicher Fine Champagne — und lud seinen Tischgenossen dazu ein. Es bedurfte der ganzen Absagekunst Sterzlin's, welcher seinen Gewohnheiten niemals untreu wurde, und der Zurückhaltung der Wirtin, um die Einladung auszusprechen.

Allmählig wurde es dunkler.

Der erste Stammgast trat ein. Ein kurzes, unwilliges Zucken der Brauen, dann ließ er sich am runden Tisch nieder. Immer noch redete Aaron Picard auf den Xavier ein, der ihm wenig zu Willen zu sein schien.

Der alte, bald achtzigjährige Gründer der Ziegelfabrik kam schlürfenden Schrittes auf seinen gewohnten Platz zu. Mit halbgeschlossenen, blinzeln- den Augen maß er den Mafler und zog seinen Stuhl nach der Wand hinüber.

Die Dominosteine begannen herausfordernd zu flappern.

Endlich erhob sich der Jude, fuhr mit der breiten Hand in die Hosentasche und beglich aus dem

Häuflein Kleingeld die Zechen. Aber er verließ das Haus noch nicht, sondern pflanzte sich breitspurig auf die Schwelle. Der Wirtin hatte er gesagt, er erwarte Jemand.

Mit einigen kurzen, mismutigen Worten erklärte Xavier Sterzlin das Begebnis.

Das Spiel nahm seinen Anfang. Doch er war nicht recht bei der Sache und drehte unablässig einen Stein zwischen Daumen und Zeigefinger um die kleine Mittelschraube.

Die Aufdringlichkeit des Juden hatte ihn verletzt. Wohl wollte er den äußeren Acker des Rößlewirtes, der in seinen Besitz zungengleich hineinragte, erwerben. Aber von dem Morand Bühl wollte er ihn kaufen. Wenn er noch acht Tage warte, hatte der Mafler gesagt, so sei er der Besitzer und dann könne er ein besseres Geschäft machen. Einen Augenblick schien ihm der Vorschlag verlockend, als aber der Jud die Sache auf der Stelle regeln wollte, da sträubte sich der zähe, bedächtige Mann, und schließlich brach der Trotz seines Stammes in ihm durch und er wies den Kauf kurz von der Hand.

Noch einmal versuchte ihn der Aaron umzustimmen. Kaum aber bemerkte er, daß der Xavier Sterzlin die Brille auf den Tisch legte, die Faust daneben und sagte:

„Tenez, ich ha „nai“ gsait, un' wenn d'r Herrgott vum Himmel 'runterkam, c'est fini!“

Da bezahlte er und ging.

Jetzt flappte der Stein in des Alten Hand fest auf die Tischplatte. Sein Entschluß war gefaßt.

Am Montag, wenn die Grasmahd beendet war, wollte er in das Rößle hinausgehen und den Kauf mit dem Morand Bühl abschließen.

Die Wirtin entzündete noch zwei Gasflammen, denn es ward düster in dem weiten Raume.

Naron Picard wurde ungeduldig.

Er verließ seinen Standort und schritt langsam die Straße hinunter.

Charles und Güstave begegneten ihm, als sie heimkehrend dem Café zugingen, um den Tag mit einer Partie Billard zu beschließen.

Sie waren wenig gesprächig gewesen.

Und dieselben, welche früher kaum ein Geheimnis gehabt hatten, verbargen sich nun ihre Gefühle:

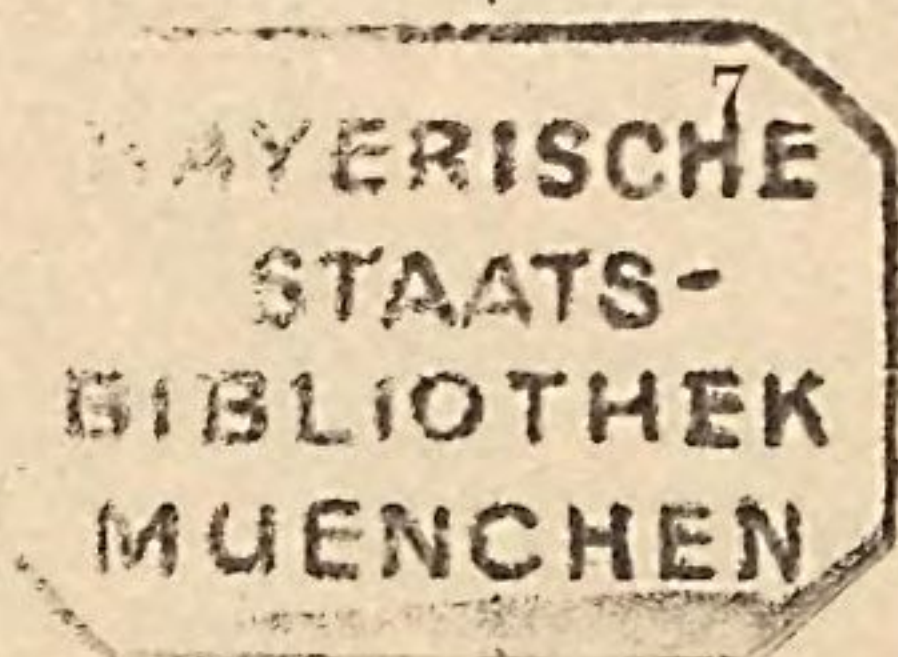
Charles seine wilde, nachtheiße Leidenschaft, Güstave seine ruhige, sonnenstarke Liebe.

Mit einem leichten Knall flammte die Hauptleuchte über dem Billard auf.

Schnell hüpfte der Lichtschein über das grüne Tuch. Die Bälle wälzten sich, von der Wirtin im Vorübergehen aufgelegt, langsam vorwärts.

Jetzt maßen die Spieler die schlanken Speere. Charles' Stoß warf die Kugel links an das Band, von dem oberen kam sie stoßgerecht zurück. Und nun versank die Welt für die beiden Spieler. —

Herm. Stegemann, Dorfdämmerung.



Eine näselnde Stimme schwirrte durch die Fenster herein. Schritte stampften die Vortreppe herauf, Aaron Picard trat wieder über die Schwelle. Hinter ihm schritt der Rößlewirt. Er schien noch hagerer, kniemiüder.

Und nochmals füllte ein dunkler Schatten die graue Thüröffnung. Ein schlankes, schwarzgekleidetes Mädchen setzte sich neben die Beiden an den Eckisch. Unter dem schwarzen Kopftuch leuchtete das bleiche Antlitz im Widerschein des Gaslichtes. Und die großstillen Augen wanderten blicklos umher.

Ein jähes Rot brach in ihre Wangen empor, am Billard stieß ein Speer schwirrend über die Kugel und fuhr dann ungeschickt gegen den Schwebebogen der Gasglocke — zwei Menschen hatten sich erkannt.

Aaron bestellte Kirschwasser.

Er hatte den Rößlewirt aufgefordert, in die Stadt zu kommen, um ihn zum letzten Male an das nahende Verhängnis zu mahnen.

Nun galt es aber auch den Kauf des Ackers zu hintertreiben, denn noch saß Morand Bühl auf dem Anwesen.

Und langsam träufelte er ihm äzendes Mißtrauen in die Brust. Wie sich die Städter freuten über sein Unglück!

Wie das Gerücht in Ruch' und Keller drang!

Und er, der arme Jüd war der einzige, welcher es ehrlich meinte. Mit den zweitausend Franken,

— dreitausend: verbesserte er rasch, als er das Aufzucken in den Fäusten sah — könne er über das Wasser gehen und sein Glück machen.

Der Rößlewirt stierte stumpf vor sich hin. Mit einem Ruck warf er den Kirsch in die Kehle.

Da legte sich eine kleine, harte Hand krampfhaft um seinen Arm.

Der Jud redete weiter und vertauschte im achtlosen Spiel sein gefülltes Gläschen mit dem des Wirtes.

Am Billard stand Charles und sah den Stößen Gústave's zu. Raun unterschied er die rollenden Bälle. Die Weiße des Elfenbeins erinnerte ihn an den schmalen Streifen einer zarten Brust: weich hob es sich aus schwarzem Crepe.

Seine feuchte Hand umschloß fiebernd den Speer.

Der Rößlewirt erhob wiederum das Glas und trank es schier unwissentlich leer.

Und da legte sich eine kleine, harte Hand krampfhaft um seinen Arm.

Eiskalte Finger umspannten die feinen und zogen sie von der Tischplatte auf den Schoß des Mädchens.

Maron Picard ließ nochmals die Gläser füllen. Ein neugieriger, kalter Blick traf das bleiche, nervös-gespannte Antlitz Louise's aus den dunklen Augen der Wirtin.

Drüben am runden Tisch war das Spiel zu Ende. Die alten Herren brachen auf. Einen Augenblick blieb der Xavier Sterzlin an dem Billard stehen; soeben irrte Charles' Kugel ziellos über das Tuch. Kopfschüttelnd ging der Alte weiter.

Sacré dieu, sacré dieu, die Jungen verlernten Alles. Autrefois —

An dem Ecktisch zögerte sein Fuß. Ein mitleidiger Blick kam und ging in seinen Augen.

Weiche, kühle Nachtluft umfing die Scheidenden.

Ein hochgeladener Heuwagen, welcher auf dem offenen Hofe eines nahen Gebäudes stand, erfüllte den Umkreis mit schläfrigem Duft.

Von der Kirche, die wohl fünfzig Meter höher lag als die Streitgasse, fiel der Schlag der Turmuhr kurz und hart, gleich einem aufschlagenden Holzblock, auf die Dächer hernieder.

Ueber dem runden Tisch erlosch die Lampe. Auch die Billardpartie war zu Ende.

Als Güstave an dem Ecktisch vorüberkam, wandte er überrascht den Kopf, wie um Charles etwas zu sagen, der aber sah starr in die Nacht hinaus.

Ein leiser Ton — ein Seufzer vielleicht — zitterte an ihnen vorüber.

Mit einem kurzen Gruß nahmen die Freunde von einander Abschied.

Im Dunkel des Oleanderbaumes, der auf dem Hochsteig vor dem Café stand und seine Blüten in

den hohen Kübel streute, zögerte Charles. Thörichte, unsinnige, bluterweckte Gedanken hefteten ihn an die Stelle. Wieder glaubte er ihren weißen Hals zu sehen, ihre Arme an seinem Nacken zu verspüren.

Wenn er die Straße hinaufschaute, so konnte er das Fenster seines Zimmers erblicken. Der Mutter sorgliche Hand hatte die Kerze darin entzündet, lockend lag der Hellschein in den Scheiben.

Und die Einbildungskraft wuchs gebärend in ihm auf. Er wollte dem stillen Antlitz Leben auf Mund und Wangen pressen, das Tuch von Kopf und Nacken lösen — der schwarze Crepe wich unter seiner hastenden Hand —

Ein kurzer, stöhnender Laut rang sich über seine Rippen.

Schwül kam der Lusthauch von dem welkenden Heu herüber. Der Duft der blühenden Kirchlinden senkte sich hernieder.

Und nun traten die letzten Gäste auf die Schwelle. Louise führte den Kößlewirt.

Als Aaron Picard sich mit wortreichem Abschiedsgruß entfernte, schaute ihm das Paar eine Weile schweigend nach.

Zäh richtete der Kößlewirt den Kopf empor:

„Gott verdammi, Gott verdammi!“

Sie gingen weiter.

Das Mädchen begann zu reden. Leise, wohl-lautreich war der Ton ihrer Stimme.

Und sie sprach mit dem Vater wie mit einem kranken Kind.

Charles Sterzlin verließ seinen Tauschplatz und ging heimwärts.

In seinem Zimmer riß er das Fenster auf und bohrte den Blick in das Dunkel. Dort drüben, über Dach und Giebel, stieg der Kalkberg empor.

Die weißen Mauern, welche die Weinberge schieden, lugten blaß aus der Finsternis.

Dort drüben wanderten Morand Bühl und seine Tochter auf dem Richtweg nach Aslach. Uebermorgen war der siebente Sonntag nach Trinitatis; am Montag wurde der Rößlewirt seines Besitzes enteignet.

Daran dachte der müde Mann, dem der zehrende Trank heiß in der Kehle brannte.

Und nun lachte er plötzlich, laut und gellend, daß es unheimlich wiederhallte.

Im Jungholz stieß ein Kauz auf.

„Komm mit! Komm mit!“ scholl der Ruf des Totenvogels in das Lachen des Halbtrunkenen.

Und enger umfaßte das Mädchen den Vater.

Die Häuser des Dorfes wuchsen herauf.



Der Sonntag strafte den Freitag Lügen: Freitagssonne, Sonntagswonne!

Ein leichter, grauer Schleier überspannte den Himmel und schüttelte zuweilen feine Regenschauer aus seinen Falten. Um die Mittagsstunde warf die Sonne ihre goldgerüsteten Reifigen noch einmal ins Treffen und brach siegreich durch. Und kaum lag der lichte Glanz auf Stadt und Thal, da tauchten überall sonntäglich gepukzte Menschen auf.

Im Sterzlin'schen Hause atmete ruhesame Stille. Der Alte war heute, durch den Regen verleitet, auf die Jagd gegangen. Nach dem Mittagsmahle machte er sich auf den Weg, denn es galt einen tüchtigen Marsch, um jenseits Rihsing den sumpfigen Grund zu erreichen, über den im Dämmerlicht die Schnepfen strichen.

In später Stunde sollte Charles mit dem char-à-bancs nach Rihsing fahren und den Vater im „Löwen“ erwarten.

Der Samstag war ein arbeitschwerer Tag ge-

wesen. Thalabwärts hatten vier Knechte unter Aufsicht des Sohnes die großen Matten gemäht.

Und am Montag begann die Getreideernte von neuem. Es war ein frühreifendes Jahr.

Frau Ursula trug den Stuhl vor die Hausthüre auf die Steinplatten und ließ die geputzten Menschen an sich vorübergehen.

Der schwarze Pudel des Amtsrichters kam würdevoll das Rosengäßlein herunter und blieb vor der geöffneten Hausthüre stehn. Auf der Treppe saß eine Katze. Kampflustig hob der Pudel den kurzen, quastereichen Schwanz.

Da trat das Gretle aus dem Flurdunkel auf die Schwelle. Die Schnurrbartspitzen des Pudels zuckten vergnüglich, und friedlich zog er weiter.

Gretle's Augen folgten ihm, bis er anständig um die Ecke bog. Nun trat das Mädchen neben Frau Ursula und lehnte sich mit rückwärts gefalteten Händen an die Mauer. Hart nebeneinandergestellt leuchteten ihre weißbestrumpften Füßchen in den Mollièreshuhen unter dem mattgrünen Kleide hervor.

„Wenn d'r Charles numme ¹⁾ zur rachte ²⁾ Zit ³⁾ heimkummt,“ meinte die Mutter besorgt.

Immer noch wartete sie darauf, daß er eines Abends zu ihr kommen würde, sich dicht zu ihr setzen,

¹⁾ nur. ²⁾ rechten. ³⁾ Zeit.

erst von gleichgültigen Dingen reden und dann von all' dem, was ihn bedrückte und sein Wesen verzehre.

Ein verirrter Kohlweißling flatterte über die Straße. Des Schuhmachers Bübchen, das auf dem Arme der Mutter tronte, streckte ihm fröhend die dicken Händchen nach. Sein Vater stand an dem Fenster und zog den Gurt fester um die Hüften. Taftficher pfiß er den Marsch „Les volontaires“.

Die Fanfare rüstete sich zu einem Waldausflug. Und der „maître cordonnier“ war überall dabei.

Da — preßte das Gretle nicht die Rippen zusammen, um das Gähnen zu unterdrücken?

Gar drollig spannten sich dabei die Flügel seiner Nase. Und als ob Frau Ursula es gesehen hätte, sagte sie:

„Häsch ke langi Zit, Gretle? Gang doch e Biel in dr Garte!“

[Hast du keine Langeweile, Gretle? Geh' doch eine Weile in den Garten.]

Die Aufforderung kam dem Mädchen nicht unrecht. Indem es die Hände gegen die Wand stemmte, richtete es sich auf.

Faltenlos umspannte bei dieser Bewegung das glatte Kleid ihre Hüften.

Mit zwei knabenhaften Schritten trat das Gretle ins Haus und nahm die beiden Schlüssel von dem Schlüsselbrett neben der Rükenthüre.

Der große mit dem glatten Bart öffnete das äußere Thor, der kleinere die Thüre in das Allerheiligste, den Blumengarten.

Ohne Hut, von Sonnengold überschüttet, ging sie die Straße hinauf. Das Thor der Ziegelfabrik war geschlossen. Seine grünen Flügel bildeten die einzige Farbenabwechslung in der langen, grauen Mauer, welche die linke Seite der Straße begrenzte. Zur Rechten erhoben sich einzelne, hofumgebene Häuser.

Jetzt blieb das Gretle vor einem Thore stehen, das genau die Mitte einer dreißig Fuß langen Mauer durchbrach.

Sie öffnete und trat in einen Hof, dessen Zier die breitschichtigen Dunghaufen bildeten.

Neugierig lief das Hühnervolk zusammen, und bedächtig watschelten die Enten herbei.

Unter dem lustigen Bau, welcher nur aus einem hochgestützten Dach und Speicher bestand, dehnten sich Reisigwellen und grobgespaltene Buchenscheite.

Leichtfüßig schritt das Gretle über den Hof. Da aber der Regen den schnabeldurchwühlten Boden tief durchweicht hatte, so bückte es sich zuvor und nahm das Kleid zu beiden Seiten am Saume hoch empor.

Der schneeige, wohlgestärkte Unterrock umrauschte ihre Schritte.

Die Rückwand des Hofes bestand aus großen, unverbunden aneinandergesetzten Quadern und stieg

hoch empor. Ein Hollunderstrauch hatte darin Wurzel geschlagen. Und vom oberen Rande nickten Rosen und bunte Geranien. Eine kleine Eisenthüre sprang unter dem Schlüsseldruck auf und enthüllte die steilen Steinstufen, welche nach oben führten.

Gretle hatte die beiden Thüren hinter sich zugezogen und die Schlüssel zurückbehalten. Vielleicht gelüstete es auch ihre Tante in der Weisblattlaube einzuführen.

Blütenduft umfing sie, großtraubige Johannisbeeren hingen noch vereinzelt an den Sträuchern. Bienen und Schmetterlinge flogen von Blüte zu Blüte.

Im Hintergrund und zur Linken schloß ein wildweinumspannenes Gatterwerk den Garten ab, während stadteinwärts eine fensterlose Hauswand emporstieg.

Die Sonnenglut zeitigte hier das kostbare Zwergobst. Inmitten all' der Beete und buchsbaumumhegten Pfade wölbte sich der Rundbau der Weisblattlaube. Ein Kastanienbaum streckte seine Zweige über das Blattgewirr der Schlinggewächse empor.

Sorglich schützte ihn des Xavier Sterzlin Gartenscheere vor der Gier der kletterwildten Ranken. Den Stamm umschloß ein geschickt befestigter Rundtisch. Grünangefärbte Stühle ruhten auf breit gespreizten Beinen.

Eine Weile blieb das Gretle auf der letzten Stufe stehen und wendete das Gesicht der Sonne

entgegen. Die Lider schirmten wimperreich die blauen Augen.

Wie eine verzauberte, gefesselte Königstochter aus kindlicher Märchenwelt hob sich die helle Gestalt im Freilicht ab.

Erst, als eine härbeißige Hummel brummend über ihren Scheitel flog, erwachte sie und eilte in die Laube.

Sie setzte sich auf den reinlichsten Stuhl und barg das Kinn in den Händen.

Drüben, über der Straße, reckte der Fabrik-schornstein seinen langen, roten Hals empor. Da war es kein Wunder, daß die Gedanken des Mädchens von dem schlanken Bau auf ein rollendes, eisernes Gefährt und von dort nach kurzem Verweilen nach Basel übersprangen.

Ganz gewiß: von dem Güstave nach Basel.

Er — sie wies seinen Namen selbstschämig von sich — hatte sie einmal beim Pfänderspiel geküßt. Es war der erste Kuß gewesen. Und der Kuß hatte an das Mädchenherz geklopft und Einlaß begehrt für Den, welcher ihn gesandt hatte. Diemeil aber dergleichen noch niemals geschehen war, gerieten des Herzens Thürhüter in große Bestürzung.

Und das Gretle hielt diesen Värm für Liebe. Dann war es später noch einmal geschehen, daß Er ihr einen Kuß gab. Es war kein Pfänderspiel.

Da that der Vater einen Nachtspruch und das Gretle reiste nach dem Sundgau.

Trozig aber sprach es zu seiner Freundin, des — Andern Schwester:

„Sie zwingen mi' nit!“

Und jetzt flogen die Gedanken schneller als Blitz und Sonnenglanz von der väterlichen Schmiede zu dem hochgiebeligen Hause im Sundgauthal.

Und hier zogen sie wie langbeschwingte Schwalben schnelle, zahllose Kreise über Dach und First.

Auf der Straße ging eine Reihe sonntagsfroher Mädchen und Burschen dem Walde zu. Ihre Stimmen klangen in ein getragenes Lied zusammen.

Marguerite sah träumend in das gründurchwirkte Sonnenlicht, das die Laube durchzitterte. Und sie vergaß Zeit und Stunde.

Frau Ursula aber saß feierend vor dem Hause. Eine Weile hatte sie des Schuhmachers Buben auf ihrem Schoß eine Stampfpolka tanzen lassen. Plötzlich aber entsetzte sich der kleine Schelm vor dem Trommelwirbel, den die Fanfare fern in der Streitgasse zu schlagen begann.

Und während der „maître cordonnier“ den Bannerschaft trug, schrie sein Fils Mord und Zeter.

Endlich beruhigte er sich auf dem Arme seiner Mutter.

Bekannte gingen vorüber. Eine Frage und Antwort von Straße zu Stuhl und von Stuhl zu Straße, und wiederum blickte Frau Ursula die Häuserzeile hinab.

Da störte ein rascher Schritt die Steine auf, welche zerstreut in dem abschüssigen Rosengäßlein lagen.

Güstav Haller kam dort herab und bot der Mutter die Hand. Er trug den Strohhut mit dem weißen Band gleich einem Klapphut unter den Arm geklemmt; war er doch den Lindengang entlang gewandert, dann in schnellem Schritt über den schattenfreien Platz in das Rosengäßlein eingebogen, das von den vorgebauten Dächern fast vollständig überdacht wurde.

Und er fragte, ob Frau Ursula allein daheim geblieben sei und wo der Vater weile.

„Isch d'r Charles als nit meh¹⁾ bi Dir?“ fragte die Mutter.

„Mais si, awer 's isch halt viel z'schaffe dato.“

Wen er meinte, den Charles oder sich, ging nicht aus seiner Rede hervor.

Frau Ursula versank in Gedanken. Eine Weile stand Güstav stumm neben ihrem Sitz und glättete mit dem Taschentuch das Hutband.

Ein Entschluß schien in ihm zu reifen . . .

¹⁾ mehr.

„Wo isch denn d'Mamselle Marguerite?“

Wie gleichgültig hingeworfen klang die Frage!

Aber das Stroh knirschte unter dem Druck seiner Hand; war ein Glück, daß das Taschentuch blütenweiß war.

„'s Gretle?“

Stog da nicht bei der Gegenfrage ein schelmisches Lächeln über das alte Gesicht, das es merkwürdig verjüngte? — —

„'s Gretle isch in d'r Garte gange züe de Blüeme un de Imme.¹⁾“

Güstave hatte seinen Hut aufgesetzt und war nunmehr bemüht, das Taschentuch in der äußeren Tasche des hellen, schoßlosen Rockes zwanglos zu ordnen. Dazwischen sprach er von dem Wetter, meinte, daß der Sonnenschein nicht von Bestand sei und daß man gut thue, die kurze Frist zu benutzen. Es schien, als könne er sich nicht trennen.

Plötzlich aber griff er an den Hut und sagte:

„Pardon, schier hatt²⁾ i vergasse, aß³⁾ i uff Rihfinge müeß. Wisset Ihr, d'Fanfare —“

Der Rest des Satzes war ein wirres Wortgestöber. Und da bog er auch schon um die Ecke des Hauses und ging die Straße hinunter den Weihern zu.

Kopfschüttelnd, heimlich lachend, schaute die Mut-

1) Immen = Bienen. 2) hätte. 3) daß.

ter vor sich hin. Aber jäh erstarb das Leuchten in ihren Augen.

Sollte ihr Bub auch ein drückend Herzensgeheimnis haben?

Es war ihr blitzgleich in den Sinn gekommen und ließ ihr fürder keine Ruhe. Sie stand auf und stieg in ihre Schlafkammer empor, um in dem blumiggepolsterten Sessel vergnüglichere Träume zu spinnen.

Hastig hatte Güstave die Ecke umschritten, hastig that er auch noch zwanzig weitere Schritte, dann aber begann sein Fuß zu zögern, erst unmerklich, schließlich aber derart, daß er auf solche Weise zwei Tage gebraucht hätte, um die Behmgruben zu erreichen.

Die blonde Cécile, seine Tänzerin von der Aslacher Kilbe, überholte ihn und sah ihn vertraulich von der Seite an.

„Weißt Du noch?“ schienen die leichtfrohen Augen zu sagen . . .

Einstmals hätte er es nicht über sich gewonnen, das holdgefüge Kind einsam dem Rihfinger Forst zuwandern zu lassen.

Und daß heute noch Cécile's reichstes Glück in seinen Armen lag, das verriet ihm jede Begegnung . . .

Gleichgültig sah er der zieren Gestalt nach, die sich leicht in den runden Hüften wiegte.

Es lag etwas von dem Charakter des Mädchens in dem Gang.

Jetzt kam er an dem grünen Fabrikthore vorüber. In alter Gewohnheit wandte er den Kopf danach.

Und von dem Thor der Fabrik verirrten sich seine Gedanken zu dem alten Thor des Sterzlin'schen Gartens.

Als Knabe hatte er in Gemeinschaft mit Charles auf den Reisigbündeln grimme Ungeheuer bekämpft, als da sind: Fledermäuse und Maikäfer.

Später befestigten sie einen Strick auf dem Heuboden und kletterten daran empor.

Der Garten aber blieb ein verschlossenes Paradies, in das ihnen nur unter den Augen des Xavier Sterzlin ein flüchtiger Blick gestattet war.

Eines Tages freilich waren sämtliche Erdbeeren verschwunden, und da Charles zufällig über Leibschmerzen klagte und Gustave's Vater, der damals noch lebte, ein gleiches von seinem Sohne berichtete, so wurde der Sündenfall als geschehen erachtet und mit Haselstauden geahndet.

Gustave war vor dem Hofthor stehen geblieben. Er kam in Versuchung, die Knöpfe seiner Weste zu zählen: Soll ich — soll ich nicht . . .

Cécile, die schon das Ende der Fabrikmauer erreicht hatte, kehrte sich plötzlich um und schaute, die

Augen mit beiden Händen schirmend, die Straße herauf.

Aber der, dem sie es zulieb that, war nicht mehr zu sehen. Der Lärmruf des aufgeschreckten Hahnes im Vorhof drang nicht zu ihr hinauf.

Enttäuscht ging sie wieder der Stadt zu.

Die Eisenthüre that sich auf. Ein weißer Kiesel sprang unter Gústave's Sohle die Stufen hinab. Still, verlassen lag der Blumengarten vor dem Eindringling.

Aus der Geißblattlaube klang es wie ein leiser Ruf und das Scharren eines zurückgestoßenen Stuhles.

Es galt kein Dornröschen zu erwecken.

Und nun standen sie sich gegenüber.

Gústave hatte den Hut in rascher Bewegung auf den Tisch gelegt. Aber bei dieser befreienden That war es geblieben.

Wenn die große Imme nicht ein Einsehen gehabt hätte, so wäre vielleicht der Herzschlag zweier Menschenkinder nimmer der gleiche geworden. Streithar flog sie auf Gretle's blondes Haar.

Bang bog das Mädchen den Kopf zurück, aber kühn stieß die Lanzenkämpferin auf ihren Scheitel nieder.

Da wurde der Jüngling zum Lindwurm töter. Er ergriff das Mädchen bei der Hand und zog sie zu sich über den Tisch. Ihr Blondhaar neigte sich

ihm entgegen. Und just in dem Augenblick, als die Biene den rechten Platz erwählt hatte, traf sie seine Hand tödtlich aufs Haupt. Die kleine Leiche fiel auf den Tisch.

Der Mörder aber ließ die schmale Hand, welche er erfaßt hatte, nicht mehr los.

„Merci!“ kam es unbeholfen, schüchtern von Gretle's Rippen.

Und kühnlich schob er den trennenden Stuhl bei Seite und trat neben sie.

Am Freitag waren sie lachend auf das Trittbrett gesprungen, heute standen sie ängstlich beieinander.

Und daran war jene Fahrt schuld, welche den Jüngling gezwungen hatte, im Augenblicke der Gefahr seinen Arm schützend um die schlanke Gestalt zu legen.

Sie begannen zu reden. Sie erzählten sich die kleinlichsten Dinge und hatten vergessen ihre Hände zu lösen.

Die lagen ruhig und warm ineinander.

Marguerite setzte sich wieder und Güstave folgte ihrem Beginnen. Als er aber den Stuhl näher schob, flüsterte das Mädchen:

„Nüt¹⁾ so an mini Süte.²⁾“

Sie sahen sich an. Das Schwizerdütsch war

¹⁾ Nicht. ²⁾ Seite.

ihr merkwürdig rein über die Rippen gekommen, just als könnt' es nicht anders sein.

Das that die Erregung. Und sie lachten darob. Da brach der Bann.

Und da umschloß er ihre Hand auch mit der Linken — „wie auf dem Pehmwagen“ ging es dem Gretle durch den Sinn —

In reinem, treuem Sundgauerditsch hat er ihr gesagt, daß er sie lieb habe, von Herzen lieb.

„I weiß nit, 's isch halt gar gschwind g'schah,“ ¹⁾ fügte er wie entschuldigend hinzu.

„Ich weiß halt au nit,“ antwortete das Gretle zaghaft.

Sie hat ihn dabei angeschaut und hat es gelitten, daß er den Stuhl nahe, recht nahe gerückt hat.

Und sie wurden froh und haben gelacht und sich bei Händen gehalten.

In ihren Herzen zog die Liebe ihre Blütenfurchen.

Horch, da schlug etwas auf die Blätter zu ihren Häupten. Es regnete.

Sie sprangen empor und verließen den stillen Ort. Er schloß Thür und Thor und gab ihr die Schlüssel.

„Nit²⁾ sage!“

¹⁾ geschehn. ²⁾ Nichts.

Es war ihr letztes Wort, ehe sie klopfenden Herzens heimeilte.

Güstav aber ist hinausgegangen in den Buchenwald, trotz des rieselnden Regens.

Warm tropfte es durch Buchengrün und Haselstrauch.

Sein Glückgefühl ließ ihn selbst das rinnende Naß als ein freudiges Ereignis begrüßen.

Und sie hatten sich nicht einmal geküßt.



Ueber Nacht hatte der Ostwind den Sieg errungen und die Wolkenschleier zersezt.

Als die Sonne heraufkam, verschwanden die lezten Nachzügler im Westen hinter den bewaldeten Hügeln.

Die oxsenbespannten Wagen in Aslach rüsteten sich zum Feldgang. Die Brunnenschwengel kreischten, und halbnackte Bauernkinder patschten durch die Wasserlachen.

Geschäftig eilten die Hühner durch die Zaunlücken auf Straße und Feld.

Auch im Rößle war der Morgen erwacht.

Der Wirt ging rastlos umher. In der Schenkstube betrachtete er die alten, farbendunklen Bilder, den Sturm auf den Malakoff und die Weltausstellung von 1867.

Er stieg die Treppe empor und fuhr mit der Hand über die Eichenschränke auf dem Flur. Weit stieß er die Läden auf und heftete den Blick auf die Andenken,

welche die Wände des großen Zimmers schmückten. Da hingen unter Glas und Rahmen seine, seiner Frau und Kinder Kommunionbilder und darüber der weiße Hochzeitskranz. Und dort, über der Kommode, befand sich das Bild, das er damals in Belfort gekauft hatte: Alsace.

„Alsace“ murmelte er und der Grimmzorn stieg ihm in die Kehle.

Er schüttelte die Fäuste in die Leere und ging hinaus. Seines Bleibens war nimmer im Elsaß. Verschuldet, erwürgt, übers Wasser.

Als er über den Hof schritt — zuvor hatte er in der Schenkstube das Kirschwasser geprüft — vernahm er ein dumpfes Geräusch aus dem Stall. Und da schlug etwas schwer auf den Boden. Eine Kette klirrte, Hufschläge trafen auf hartes Holz.

Er riß die Thüre auf. Just erhob sich der Nazi verstört aus dem Heu.

Plötzlich stieß der Schwachsinnige einen Schrei aus und sprang dem Schimmel zu Hülfe. Schweigend unterstützte der Vater seine Bemühungen.

Das Pferd, unvermögend sich niederzulegen, war jählings zusammengebrochen und mit dem Hals auf den Hängebalken gefallen, der den Verschlag von dem Raume trennte, in dem einst die Kühe gestanden hatten.

Keuchend lag das Tier in dem Gewirr der

Kette, welche ihm die Vorderbeine schnürte. Sie rissen den Balken weg und zerrten an der Fessel. Da sprang das rote Blut unter dem Verband hervor.

Der Nazi warf beide Arme um den Hals des Pferdes und weinte laut.

Auch der Kößlewirt ließ von seinen Bemühungen ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ein bitteres Nücheln legte sich um seinen Mund.

In seinen blutgeäderten Augen glomm ein wahnwitziges Leuchten auf.

Ohne ein Wort zu sprechen, ging er in das Haus und wühlte in der Kleidertruhe unter seinem Bett. Als er die Treppe hinabstieg, trat Louise aus ihrer Kammer. Sie sah ihn hastig etwas unter die Weste schieben und eilte ihm nach.

„Vatter, scho widder!“

Er lachte hell auf.

„’s isch racht so, Alles müeß verrecke, Alles!“

Das Mädchen wurde noch bleicher und versperrte ihm die Hofschwelle, während ihre fiebernden Finger seine zusammengekrallte Faust unter der Weste hervorzuzerren suchten.

„Un i will’s nit! Un wenn Dū äü mi Vatter bisch!“

Schwer traf sie die Faust des Alten auf die Brust, dicht unter die Kehle.

Und rücklings taumelte sie die steinerne Schwelle hinab in die Kniee.

Der Kößlewirt ging über den Hof und verschwand im Stall. Das Schlagen der Hufe erschütterte die Stallwand.

Louise raffte sich empor. Zwei heiße, rote Flecken brannten auf ihren Wangen.

Da knallte ein Schuß. Ein Schrei danach, ein ersticktes Wiehern und es war totenstill.

„Vatter!“

Schrill gellte der Ruf über den Hof.

Louise riß die Stallthüre auf. Ruhig stand der Wirt neben dem toten Schimmel. Die Pistole, mit welcher sie einst seine Hochzeit eingeschossen hatten, lag in dem Stroh. Und dort preßte der Nazi das Gesicht auf das graue, blutdurchsickerte Mähnenhaar.

Langsam, schleppenden Schrittes trat das Mädchen den Weg wieder an und kauerte sich auf der Hofschwelle nieder.

Sie schlang die Arme um die Kniee und starrte in den Rebgarten.

Der Dampf aus der Arbeitslokomotive auf dem neuen Bahndamm zerfloß in der blauen Luft.

Jetzt ging der Kößlewirt in den Rebgarten. Als seine hagere, gebückte Gestalt auf dem gewundenen Pfad verschwand, kehrte die Stille wieder.

Und die Sonne stieg höher, und immer noch lag der Nazi auf der Mähne des erkalteten Pferdes, immer noch hockte Louise auf der Schwelle, der Vater aber hatte sich unter dem Birnbaum ins Gras

geworfen. Dort war er eingeschlafen. Hin und wieder zuckten seine Gesichtszüge krampfhaft. Er war in der jüngsten Nacht, als Alles schlief, in die Schenkstube hinuntergeschlichen und hatte bei flackernder Kerze wieder und wieder die Schuld verglichen, Posten an Posten gereiht und keine Rettung errechnet.

Aaron Picard's breite, knotige Hand lag sicher auf dem Kaufbrief des Rößlewirtshauses samt Grund und Acker.

Und Morand Bühl nahm lieber den Bettelpfennig, den ihm der Jud als Lebenszehrgeid in die Hand drückte und verließ den Hof, als daß er den Huissier von Thor zu Thür hätte wandern lassen und seine Schand' der Welt preisgegeben hätte.

Der alte, tiefgründige Stolz, welcher in dem Volksschlag wurzelt, war auch in ihm nicht völlig abgestorben.

Das wußte der Jud und darauf bauend hatte er ihn am Freitag nach der Stadt kommen lassen und ihn unschwer für seinen Plan gewonnen.

Also kam es, daß der siebente Sonntag nach Trinitatis ruhig verstrichen war.

Am Nachmittag war Charles in die Laube getreten, aber der Wirt wich nicht von der Seite seines einzigen Gastes. Und nur heimlich vermochte Louise ihre Hand in die seine zu fügen. Doch ihre Augen lagen stetig ineinander.

Und als Louise das halbgefüllte Glas zum Schein mit den Lippen berührte und der Rößlewirt zufällig nicht herüberschaute, da preßte Charles schnell seinen Mund an die Stelle, welche ihr leiser Hauch gestrübt hatte. Der Fuß des Mädchens stand auf seinem Schuh.

Kaum begann der Regen, welcher plötzlich durch das Laub schauerte, nachzulassen, da brach Charles Sterzlin auf, um daheim den Braunen einzuspannen und nach Rihfingen zu fahren. Des Xavier Jagd war erfolglos verlaufen und mismutig traf er im Löwen ein. Als sie aber durch das abendliche Dunkel heimwärts trabten und der Mond sich seiner goldenen Heerschar vorauf durch das Gewölk kämpfte, als die feuchte Nachtlust den Fruchtbrodem über die Felder trug, da vergaß der alte Jäger sein Mißgeschick und das Herz lachte dem erfahrenen Landwirt, den die gesegneten Gebreite umdrängten.

Frau Ursula wußte nicht, was dem Gretle geschehen war. Aber ein leises Ahnen bemächtigte sich ihrer, als sie die wechselvolle Laune des Mädchens gewahr wurde. Zuweilen saß Marguerite stilllächelnd auf dem Stuhl neben der Uhr. Dann sprang sie plötzlich auf und trieb allerlei Unwesen.

Sie stülpte Onkels regenfeuchte Lederkappe auf den blonden Scheitel und blinzelte zielend über seinen Jagdstock hinweg — das entladene Gewehr war ihr zu gefährlich.

Dagegen machte Charles der Mutter immer wachsende Sorge. Bei Tisch hatte sie sein Gesicht durchforscht; da war ihr sein bleiches, nervös gespanntes Aussehen aufgefallen, der Glanz seiner Augen schien ihr krankhaft. Wie zufällig berührte sie später seine Hand, aber sie war kühl oder vielmehr kalt.

Ueber dem Auskleiden erinnerte sich Xavier Sterzlin, daß er morgen mit dem Rößlewirt wegen des Kaufes reden wolle. Pläne und Entwürfe spannen sich in seinen Schlaf hinüber.

Der Frühmorgen fand Vater und Sohn auf den Feldern. Heimwärts schwankten zur Mittagsstunde die getreideschweren Wagen, auf der ansteigenden Straße goldene Aehren verstreuend.

Und die Barfüßlein bückten sich eifrig danach.

Es wurde Abend. Noch stand die Sonne am Himmel, aber ihre Strahlen brannten rötlich in den westwärts gerichteten Fenstern.

Xavier Sterzlin ging auf der Neuen Straße gen Aßlach. Tabakkauend folgte ihm der Sepple. Der alte Knecht, der bereits zwanzig Jahre auf dem Hofe war, galt als stimmberechtigt.

Die Kartoffeln blühten. Ihre Farben wechselten mit frühgemähten Getreidefeldern und grünen Wiesen. In der Ferne zog ein Ochsenwagen dem Dorfe zu. Auf den Feldern war Niemand mehr in Thätigkeit.

Vom Kalkberg quoll schwarzer Rauch in Gestalt eines hochstämmigen, reichbelaubten Baumes in die Höhe.

Herr und Knecht bogen in den Feldweg ein, um die Krümmungen der Landstraße zu meiden.

Sie befanden sich zwischen Sterzlin'schem Besitz. Und hier stieß, vom Hügel her, Morand Bühl's schmaler Acker in die Stoppelfelder.

Der Alte zauderte eine Weile und schaute prüfend umher. Und um die Größe des fremden Grundstückes abzumessen, ging er über die Stoppeln und schritt die Breite des Ackers in langen Schritten ab.

Der Sepple blieb gleichmütig auf dem Pfad stehen und schob die Hände in die Taschen der weiten, blauen Leinenhose. Da sah er einen Mann vom Dorf her über den Feldweg kommen.

Es war Morand Bühl, der Rößlewirt.

Der ingrimmige Schmerz, der ihn tagsüber durch Haus und Hof, von einem Gerät zum andern geleitet hatte, trieb ihn auch hinaus auf das Feld. Noch einmal trat er auf eigenen Grund.

Mit schleppenden Schritten, auf den Knotenstock gestützt, kam er daher.

Tief stieß er jedesmal die eiserne Zwinge in den Boden.

Er schaute auf.

Xavier Sterzlin stand auf dem kurzgeschnittenen Gras des erstrebten Ackers.

In wenigen, sprunggleichen Schritten befand sich der Rößlewirt an seiner Seite.

Die Adern legten sich dick um seine Schläfen.

„Was isch, was wann Ihr uff minem Acker? Noch bin ich Herr!“

Erstaunt sah ihn der Xavier an.

„I'r was die Füre,¹⁾ i bin uff em Wag²⁾ zü Euch.“

„Un der Wag geht halt iwer³⁾ mini Matte!“

. . . Allmählig kam dem Xavier seine Ruhe abhanden.

„Sacré nom de dieu, käufe willi i falli⁴⁾ Matte.“

„Käufe, jeß käufe. Und vo' wem, wenn's beliebt!“

„Eh, vom Rößlewirt, nit vom Jud!“

Der Aerger legte ihm die Worte in den Mund.

Den Morand Bühl trafen sie wie ein Peitschen-
schlag. Wollte ihn der Graukopf höhnen? Sie lachten
wohl in der Stadt über den Rößlewirt, der nach
Amerika wandern mußte, den Bettelsack auf dem ge-
krümmten Rücken!

Und der Grimm, die Wut, der Hader mit dem
Schicksal wuchtete in ihm empor. Das Blut trat
ihm in die Augen, feurige Kreise tanzten vor seinem
Antlitz. Er sah Blut. Und es riß ihm die Arme
über den Kopf und schlug ihm die Fäuste um den
eischweren Stock.

1) la furie, die Wut. 2) Weg. 3) über. 4) diese.

Ein Schrei gellte von der „Neuen Straße“.

Dort stand der Nazi.

Der Sepple riß die Hände aus den Taschen und sprang über die Stoppeln.

Es war zu spät. Rücklings taumelte Xavier Sterzlin, von dem Hieb hart an dem Rand der leichten Tuchmütze vorbei gegen die Schläfe getroffen.

Er griff mit den Armen in die Luft und fiel sinnlos in die Flockenblumen, welche die Grenzfurche überwucherten.

Stier blickte der Rößlewirt auf das Blut, das die spärlichen, grauen Haare näßte.

Ein Zittern rüttelte ihn, er wandte sich und ging. Den Stock hatte er auf die Matte fallen lassen.

In wilden Sprüngen jagte der Schwachsinnige die Straße hinunter.

„Blüet,¹⁾ Blüet!“ heulte er.

Der Sepple kniete neben seinem Herrn nieder und trocknete das Blut mit dem Zipfel seiner Reinenblouse.

Räderrollen störte ihn auf. Ein leichter, zweifitziger Wagen fuhr vorüber.

Der Knecht rief um Beistand.

Es war ein Kaufmann aus der Stadt.

Als sie den Xavier in den Wagen betteten, schlug er einen Augenblick die Augen auf.

¹⁾ Blut.

„Mit sage!“ flüsterte er. Das Bewußtsein verließ ihn wieder. Und langsam fuhren sie den Wunden in die Stadt zurück.

Die ersten Abend Schatten kamen über den Kalkberg herauf.

Und um dieselbe Stunde, da sie ihn für tot heimbrachten, schritt Charles die Alte Straße entlang gen Aslach.

Von der Raspacher Höhe war er heruntergestiegen, wo er die ertraglosen Nebenranken ausgebrochen hatte.

Die Grillen zirpten am Wegrain, und drüben in dem Gebüsch, das den neuen, städtischen Friedhof umhegte, schlug eine Nachtigall.

Charles ging schnell.

Das Steinkreuz tauchte auf. Da vernahm er einen eintönigen, klanglosen Gesang.

Es war, als sänge ein kleines Kind stetig in gleichem Tonfall dasselbe Wort.

Der Schwachsinnige stand vor dem Kreuzbild und hielt einen grünen Zweig in der Hand. Er sang, aber man vermochte die Worte nicht zu verstehen.

„He, Nazi!“

Wie gelähmt blieb der Blöde stehen, die Augen traten ihm aus den Höhlen.

„Allez donc, Nazi!“ wiederholte Charles ungeduldig.

Da begann der Irre zu freischn und, den Zweig über dem Kopf schwingend, rannte er über die Felder davon.

Charles sah ihm einen Augenblick verblüfft nach, dann ging er weiter. Sein Schritt traf hart auf die Straße zwischen den Häusern des Dorfes. An den Thüren standen die Bauern und rauchten.

Eine alte Frau stieg mühsam die Kirchenstufen herab und trug Rosenkranz und Gebetbuch heimwärts.

Der Schimmel im Schild des Wirtshauses hob noch immer stolz den Hals. Selbst im trüben Zwielficht war es erkennbar.

Als Charles in das Haus trat, kam Louise die Treppe herunter. Er sprang ihr entgegen, so daß er sie um die Hüften fassen konnte, ehe sie den Flurboden berührte. Sie ließ es geschehn.

Und dicht aneinandergedrängt schritten sie über den Vorplatz in die dunkle Laube.

„D'r Batter!“ Der Gedanke fuhr ihr durch den Sinn. Aber sie erinnerte sich, daß er auf das Feld gegangen war.

Seit' an Seite saßen sie auf der Bank und hielten sich umrungen. Nur zuweilen sprachen sie ein kurzes, abgebrochenes Wort, ihre Rippen führten eine wortlose, heiße Sprache.

Noch einmal dachte Louise daran, den Stützkrug unter dem Wasserstein zu verbergen und den Keller abzuschließen.

Aber der Gedanke erlag dem Drang des Augenblickes. Und dann erinnerte sie sich plötzlich, daß sie bald, vielleicht morgen schon das Haus verlassen müsse, um in die Fremde zu gehen.

Das ließ sie die Arme noch fester um seinen Nacken schlingen und Brust an Brust schmiegen.

Sie bog den Kopf hintenüber, denn die Lippen, welche die ihren suchten, vergewaltigten sie.

Schwer und dumpf lag die Luft auf dem Laubdach.

Im großen Hof knarrte die Rattenthüre, ein unstäter Schritt schlich den Flur entlang. Aber Louise hörte nur die kurzen, heißen Liebesworte, welche ihr Ohr erfüllten.

Die Kellerthüre that einen leichten Ruck und es klang, als ob Stahl und Stein aufeinander träfen.

Die weiße Kehle des Mädchens schimmerte zwischen dem Crepekragen hervor, dessen Haken sich gelöst hatten.

Und ein heißer Mund heftete sich auf die zarte Haut. Sie begannen zu flüstern. Er schien sie zu bereden, und nur schwach, überzeugungsarm war die Abwehr.

Da brach jählings ein heller Lichtschein aus den Kellerluken, ein Schlag fuhr herauf und ein Rauschen quoll nach.

Schwerer, lastender Weindunst verbreitete sich rings.

Die beiden in der Laube sprangen atemlos von der Bank empor.

Wiederum fuhr ein Schlag auf hohles Holz und gurgelndes Rauschen brach nach.

„D'r Batter!“

Stöhnend und rauh stieß das Mädchen das Wort hervor und stürzte über den Flur und die steinerne Treppe hinab in den großen Keller. Betäubender Weindunst umwogte sie. Und dort flackerte das Strohgebilde, auf dem das Obst lag.

Die Kerze hing qualmend im Leuchter.

Das fressende Feuer beschien des Rößlewirts hagere Gestalt. Die schwere, doppelhändige Art in den mageren Händen, den Rock zerrissen und die Schuhe lehmüberzogen, also schaute er grinsend auf die röthlichen Wellen, welche über den gestampften Estrich krochen.

„Alles müeß verrecke, Alles!“

Und das Eisen brach durch den Boden des dritten Fasses.

„Batter!“

Zwei Hände schlugen ihre kalten Finger krampfhaft um sein Handgelenk. Er sah seiner Tochter in das verstörte Antlitz. Die obersten Knöpfe ihres Brustkleides waren geöffnet, eine Strähne des welligen Haares hatte sich auf ihre Stirn verirrt.

„Alles müeß verrecke!“

Und er riß sich los. Das Feuer hatte den Stroh-

vorrath verzehrt. Noch einmal sprühte eine Lichtgarbe empor. Da entfiel plötzlich dem Rößlewirt das Beil, beide Arme streckte er abwehrend dem Eingang entgegen.

Dort stand Charles Sterzlin, bleich, mit wirrem Haar.

„Blüet, Blüet!“ ächzte der Alte und brach zusammen. Der Wein bettete ihn in eine tiefe Lache. Im letzten, verzuckenden Feuerschein warf sich seine Tochter über ihn.

Horch, oben im Flur ertönten hastende Schritte.

„Charles! Charles!“ rief Jemand atemlos.

Das Mädchen raffte sich auf. Der Rößlewirt rührte sich nicht.

„Charles, wo bist du?“

Es war Gústave's Stimme.

„Ich kumm!“

Er hatte es schier willenlos geantwortet.

Als er die Stufen emportastete, riß ihn die Hand seines Freundes hinauf.

„Geschwind! Di Vatter isch starweskrank¹⁾!“

Und als habe ihn der Arthieb des Wirtes getroffen, so schwankte der Jüngling.

Mit keuchender Brust stürmten sie in die Nacht hinaus.

Louise stieg müde die Treppe empor.

¹⁾ sterbenskrank.

Sie glaubte sich als eine andere, eine zweite hinaufgehen zu hören.

Die Flurlampe in der Hand, kehrte sie zurück. Hinter ihr sang der Nazi. Noch trug er den Erlenzweig.

Der Lichtschein hüpfte über ein verwittertes, erstarrtes Antlitz. Auf den grauen Lippen stand rötlicher Schaum.

Der Kößlewirt war tot.

Und still kauerte sich Louise neben der Leiche nieder. Ihre Augen waren leer und trocken. Schwer stieß ihr Herz. Ihr Leib war kalt.

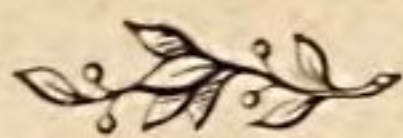
Mit vorgerecktem Oberleib starrte der Nazi auf den Vater. Sein Finger wies auf das rote Blut. Und nun flog er die Treppe empor und lief durch das Dorf.

Der Pfarrer begegnete ihm auf einem Pflichtgang. Gleich einem wilden Tier sprang er ihn im Dunkel an.

„Der Guldtrinker! Blüet! Blüet!“

Sie rangen ihn nieder.

Er war tobsüchtig geworden.



Im Rosengäßlein hielt noch der Deckwagen, welcher den Xavier Sterzlin gebracht hatte. In der Streitgasse war der Sepple abgestiegen und vorausgegangen.

Frau Ursula stand am Herd und hielt die Bratpfanne in der Hand.

Da trat der Knecht ein und räusperte sich vernehmlich.

„Kummt der Herr scho'?" fragte die Mutter und schob die Pfanne über die Glut.

„Der Herr Gilles kummt mit ihm z'fahre,¹⁾ 's isch ihm nit zum beschte."²⁾

Der eiserne Reif, welchen die Mutter am Schürhaken trug, sprang lustig auf die Steinplatten.

„Sepple, red, was git's?"

„Er isch halt uff dem Acker fejt³⁾ un hätt's Hirn an d'r Granzstai⁴⁾ gschlage!"

1) zu fahren. 2) besten. 3) gefallen. 4) Grenzstein.

„Heiligi Muetter Gottes!“

Das Gretle öffnete die Zimmerthüre.

Da hielt der Wagen im Rosengäßlein.

Und schnellgefaßt eilte Frau Ursula hinaus.
Die Magd, welche soeben mit einer Kopflast zer-
kleinerten Holzes aus der Holzkammer kam, wurde
in das Schlafzimmer geschickt.

Und sie hoben den Wunden vorsichtig vom
Wagen.

Der Kaufmann ließ das Gefährt halten und
benachrichtigte den Arzt.

Als sie den Schwachatmenden auf das Lager
gebettet hatten und thaten, was sie wußten, da
rannen Frau Ursula heimlich die Thränen über die
Wangen.

Das Gretle schluchzte laut. Plötzlich ergriff die
Mutter ihre Hand.

„D'r Charles, wo isch d'r Charles!“

Der Xavier öffnete die Augen und schloß sie
wieder.

„D'r Charles!“

Noch einmal flüsterte es die Mutter.

Und das Gretle ging auf den Zehen hinaus
und fragte.

Sie wußten es nicht.

Fassungslös, hülflos rang Marguerite die Hände.
Da dachte sie an Einen, der helfen mußte!

„Holet d'r Güstave!“

Und der Sepple eilte von dannen.

Güstav genoss die Ruhe des Feierabends und schlenderte die Streitgasse herauf. Es zog ihn dem Sterzlin'schen Hause zu, dem Glück entgegen.

Kam dort nicht der Sepple im Trott die Straße herab und winkte ihm mit beiden Armen?

„He, Sepple, brennt's?“

„Toute de suite, m'sieur Güstave, d'Mamselle schickt mi', d'r Herr isch krank!“

„'s Gretle! Der Herr!“

Er stürmte die Straße hinauf.

Im Flur empfing ihn das Mädchen.

„G'schwind, kumm!“

Und sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in das Krankenzimmer. Die Mutter feuchtete den Umschlag von Neuem.

„O Güstave, wo isch denn d'r Bue¹⁾?“

Der Charles war nicht daheim? Eine Weile starrte Güstave auf den Wunden. Da — er schreckte zusammen — jetzt mußte er, wo Charles war.

„Ich hol' ihn!“

Und er schlich hinaus und eilte nach Alslach. Dort mußte er ihn finden, dort, im Kößle.

So schnell war wohl selten der Weg zurückgelegt worden. Als sie zu Zweien der Stadt zuliefen, war die Nacht hereingebrochen. Die Grillen

¹⁾ Bub.

waren verstummt, aber noch schlug im Friedhofsgrün die Nachtigall.

Weiter liefen sie, rastlos, keuchend. Sie sprachen kein Wort.

Zwei Siegesboten gleich — oder trat der Tod in ihre Fußstapfen — rannten sie hügelan und ab.

Der Kreisarzt verließ gerade das Sterzlin'sche Haus, als sie das Rosengäßlein herabkamen.

Charles haschte nach seinem Arm.

„Excusez — ist — es — gefährlich?“

Der ungestüme Herzschlag erstickte fast die Worte.

„Nun, der Vater ist kein junger Mann mehr, aber ich glaube doch, daß die Heilung regelrecht verlaufen wird.“

Charles stieg die Treppe empor, während Günstave im Erdgeschoß auf einen Stuhl sank. Die doppelte Anstrengung hatte ihn gewaltig ermüdet. Erst als eine weiche Hand über sein Haar fuhr, hob er den Kopf von den aufgestützten Armen.

„Gretle.“

„Still, 's geht besser.“

Er atmete auf. Und sie haben sich zum ersten Mal geküßt.

Dann ging er heim, zuvor aber trug er seiner Liebsten auf, ihn ja rufen zu lassen, wenn Hülfe not thue.

Unterdessen hatte Charles die Kammerthüre geöffnet. Bleich, mit geschlossenen Augen lag sein

Vater auf dem weißen Kissen. Seine Mutter, welche zu seinen Häupten saß, legte mahnend den Finger auf den Mund. Er schlief.

Der Sohn trat an das Fußende des Bettes.

Die Qual und die Aufregung der letzten Wochen, die Vorwürfe, welche ihn ergriffen, eröffneten den Thränenquell.

Krampfhaft, wie ein Kind, begann er zu schluchzen. Die Mutter ließ ihn gewähren.

Seine Leidenschaft kämpfte den Todeskampf.

Leise drückte Jemand auf die Klinke. Sepple, der Oberknecht, trat schüchtern ein. Er hatte die Schuhe ausgezogen, um jedes Geräusch zu vermeiden. Verlegen blieb er neben der Thüre stehen.

„Was isch?“ fragten Frau Ursula's Lippen.

Da zuckte er mit den Achseln und deutete auf das Nebenzimmer. Sie erhob sich und ging voraus. Und in der Getüchtkammer, in welcher auch die braune Kinderwiege noch stand, erzählte ihr der Knecht das Geschehnis.

Frau Ursula setzte sich tastend auf die große Truhe. Der Sepple vernahm einen schluchzenden Laut, da murmelte er etwas von Arbeit und Pferdeshwemme und glitt barfüßig, geräuschlos hinaus.

Hinter ihm trat das Gretle über die Schwelle. Noch stand Charles an dem Fußende der Bettstatt. Still nahm das Mädchen den Platz der Mutter

ein. Des Xavier Hand zuckte auf der Decke, da hielt es sie zärtlich fest.

Horch, das Schluchzen der Mutter drang aus dem Nebenzimmer. Und jetzt litt es den Bub nicht länger, er ging hinüber.

„Müetter!“

Eine Hand berührte im Dunkel seine Brust. Vor der Truhe kniete er nieder.

„Müetter, loß¹⁾!“

Frau Ursula hatte dennoch Recht gehabt: sie war sein Beichtiger. Er hat ihr viel, er hat ihr Alles gesagt.

Und als sie fragte, ob es zu spät gewesen, dort in der Laube, im Kößle, da flüsterte er heimlich:

„Nein!“

Sie fuhr ihm mit den zerfurchten Händen über das feuchte Haar und redete ihm zu, still und ruhig, wie eine Mutter.

Sie hat ihm auch erzählt, daß der Vater gestolpert und auf einen Grenzstein gefallen sei.

Der Xavier Sterzlin schlug die Augen auf. Das Gretle beugte sich über ihn.

Er lächelte beruhigend.

„Tante! Charles!“

Freudig flatterte der Flüsterton der Mädchenstimme in das Nebenzimmer.

¹⁾ horch.

Die Beiden traten an das Lager.

„S' isch nit, g'wiß, nit!“ sagte der Vater mit deutlicher Stimme. Dann schloß er die Augen wieder zum Schlummer.

Frau Ursula's sorgendes Antlitz hellte sich auf. Und da faßte das Gretle einen großen Entschluß und flüsterte ihr etwas in's Ohr.

Sie lächelte.

Also wurde Frau Ursula der Beichtiger zweier Herzen.



Herbstfäden schwebten durch die Luft. Auf den Matten blühte die Herbstzeitlose. Die Staare flogen südwärts.

Von den Hängen des Kalkberges und der Raspacher Höhe leuchteten die Hemdärmel der Winzer und die roten Röcke der Winzerinnen.

Der neue Bahndamm trug bereits die glänzenden Schienen. Im Rößle war ein Blutregen auf das Wildweinlaub niedergegangen, die roten Blätter leuchteten weithin.

Aaron Picard hatte den Hof verkauft. Nur hin und wider war im Rößle die Rede von Morand Bühl, der draußen unter dem grasüberwachsenen Hügel lag, auf dem verirrter Löwenzahn blühte.

An dem Wegkreuz auf der Aslacherstraße hing fürder nicht Kranz noch Strauß.

Des armen Herrgottes Schützling verzehrte sich in seiner Zelle zu Stephansfeld.¹⁾

¹⁾ Irrenanstalt.

In Aaron Picards Kassenschrank aber ruhten für 5000 Franken neue, sichere Papierchen: Panama-Aktien.

Wenn der Jud dem Xavier Sterzlin begegnete, machte er einen Umweg.

Seit einem Monat war der Xavier wieder sicher auf den Füßen. Unter dem grauen Haar zog sich bis tief in die Stirn eine breite, rote Narbe.

Heute saß er sinnend vor dem Hause. Das Wasser im Röhrenbrunnen rauschte.

Es war still geworden, seit das Gretle wieder heimgekehrt war. Charles ging ernst und gesetzt einher.

„Des git e rachter Mann,“ sagten die Leute. Frau Ursula trat just auf die Schwelle.

Sepple, der Knecht, hatte einen großen Koffer auf den Stoßkarren geladen und fuhr nach dem Bahnhof. Breitspurig schritt er die Straße hinunter.

Der Briefträger bog um die Ecke und gab dem Xavier einen Brief.

Neugierig trat Frau Ursula näher.

„Vom Güstave.“

Und als sie lasen, Eins dem Andern über die Schulter schauend, erfuhren sie, daß in Basel ein glückliches Pärlein weile.

Güstave hatte in der Schmiede des Josef Lenzi

angeflopft und die Margarete Venzi zum Weibe begehrt.

Und die Eltern hatten Ja und Amen gesagt.

Am untern Rande, hastig und undeutlich, stand zu lesen:

Waisch, wenn m'r Triewel schnied,
Waisch äü, wie d'Xiawe d'hüet!

Lang, lange haben die beiden Alten auf den Brief geschaut.

Als die Mutter die Treppe emporstieg, um den Handkoffer Charles' zu packen, sprach sie zu sich selbst:

„Nur Geduld, iwer's Johr isch widder Summer!“

Und doch feuchtete eine Thräne den Schlußriemen. Früh trat die Sonne den Heimgang an. Ihre Goldstrahlen schossen über die bräunlichen Wälder; da stand Charles mit seinen Eltern am Bahnhof.

Die Mutter hatte seinen Arm unter den ihren gezogen. Der Xavier schob ihm heimlich noch ein paar Goldstücke mit dem Bild des deutschen Kaisers in die Tasche.

Der Zug brauste fauchend in die Halle. Stimmengewirr, ein hastiges Umarmen, noch einmal Hand in Hand und Aug' in Auge, dann schlug die Thüre ins Schloß. Die Rippen der Mutter zuckten.

Die Glocke ertönte, die Pfeife schrillte und weiter dampfte der Zug.

Lange noch wehte Frau Ursula's Taschentuch im Wind.

Charles Sterzlin hatte sich jäh entschlossen, seiner Militärpflicht zu genügen.

Still fehrten die beiden Alten heim in das verwaiste Haus am Rosengäßlein.

An demselben Tage saß Schwester Gulalia, die jüngste der dienenden, schwarzen Frauen, an der Bettstatt eines Schwerkranken.

Es war Louise's erste Krankenwache.

Der matte Schein der verscheidenden Sonne, der sich durch die dunklen Vorhänge stahl, lag auf ihrem Antlitz.

Mehr gleichgültig denn zufrieden hob es sich aus dem schwarzen Kopftuch. Ein Hauch der Er-tötung war darübergegangen.

Der Kranke schlief.

Auf dem Nachttische stand unter Arzneiflaschen ein Krystallglas voll goldbraunen Tokaierweines. Der Starkduft erfüllte das Zimmer.

Die Augen der Beterin fielen auf das Glas. Da glomm es düster in ihren Zügen auf. Ihre Hände verkrampften sich. Gleich blutendem Bernstein leuchtete das weiche Raß im Kelche. Unter dem weißen Vorstoß des schwarzen Kopftuches zitterten kalte Schweißtropfen. Steif fuhr die Schwester von dem Sitz empor.

Der Kranke schlief noch immer.

Und nun kniete sie mit dem Gesicht nach der Wand auf den Boden nieder, bog die Stirn gegen die rauhe Lünche und betete weiter, krampfhaft Wort für Wort.

Es dunkelte. In der Ferne zerriß ein Lokomotivenpfeiff die Abendstille.

Und der Tochter des Rößlewirtes ward die Gewißheit:

Rätselschwanger lag ihre Zukunft in der Dämmerung.



Ende des zweiten Buches.

Drittes Buch.

In einer engen Gasse, mauerumgeben und riegelbehütet, erhebt sich das graue Steingebäude, in welchem die Krankenschwestern wohnen.

Nachbarlich schaut der Kirchturm auf das Dach hernieder. In dem Hofe stehen vier alte verschnittene Akazienbäume. Ihre knorrigen, reißbeschlagenen Aeste drängen sich zu einer laubleeren Krone zusammen.

In den kleinen Fenstern lag der fahle Schein der Dezembersonne. Sie war im Niedergang. Eine leichte Schneedecke schimmerte von den Dächern, schwarz hoben sich die Straßen und Gassen hervor, von Hügeln und Hängen leuchtete siegreich das weiße Schleppgewand des Winters.

Ein letzter Goldfunken sprang von der Kirchturmsspitze in das Dämmerlicht und erlosch.

Da trat Schwester Eulalia an das Weihwasserbecken, machte das Zeichen des Kreuzes und schritt an dem hangenden Glockenseil vorüber ins Freie. Auf der Vorstufe zauderte ihr Fuß. Ruckhaft hob

sie den Kopf und schaute in die verzauberten Farben des Himmels. Die Augen waren dieselben geblieben. Zuweilen zitterten die blassen Lippen. Das Gesicht war totenhaft bleich und hager.

Sie ging weiter, an dem Pfarrhause vorbei, an dem Garten entlang, dessen eingedrücktes Staket sich lastend neigte. Ein Knabe trabte an ihr vorüber und rückte die Wollkappe.

Der eiserne Glockengriff brannte in der Hand der Schwester. Matt und klanglos erzitterte die reisbeschlagene Schelle. Als die Hausthüre knirschend ins Schloß zurückfiel, gab es noch einmal einen schwachen, kläglichen Ton.

Eulalia tastete nach dem glatten, abgegriffenen Seil, das an der steinernen Wendeltreppe angebracht war, und stieg langsam in das zweite Stockwerk empor. Fast geräuschlos trugen sie die flachen Wollschuhe über den Gang zu ihrer Zellenthüre.

Das Zwielicht brach zwischen den Eisenstäben in die weißgetünchte Kammer und fuhr mit ungewissem, schwankendem Farbenton über das Gerät, das eiserne Bett, die rote Decke, über Stuhl und Pult.

Die junge Schwester löste das Kopftuch und die Haube. Eine Kerze sprühte auf.

Ihre hüpfenden Strahlen erhellten den hageren Kopf mit dem verschnittenen, braunen Haar, das sie doch gar so jugendlich erscheinen ließ. Aber um

die Flügel der Nase gingen zwei Falten, die zerstörten die Jugend rauh und hart. Die Rippen schlossen sich streng und verbetet zusammen. Eine Weile stand sie regungslos mit schlaff niederhängenden Armen, den Blick stumpf auf die züngelnde Kerze gebannt, dann kam ein Glimmer in ihren Augen auf, irrend und flackernd. Sie trat an das Fenster und preßte die Stirn an die bleigefassten Scheiben. Die Nacht hatte ihre schwarzen Wimpel aufgezo- gen. Die Sterne glitzerten in der frostigen Luft. Ein Hund schlug heulend an und verstummte, Holzschuhe klapperten über den Hof — die Stille schlug wieder über dem Geräusch zusammen.

Schemenhaft und mattfarben dehnte sich das Gelände in die Weite. Aus dem hochgelegenen Fenster der Zelle starrten zwei Augen hinunter in das Gefild, hinüber zu der dunklen Masse: gen Aslach.

Ein Stöhnen schlich durch den fahlen Raum. Die Finger vergriffen sich ineinander. Aus dem weißlichen Gebreite wuchs die Erinnerung herauf, unerbittlich, tausendzungig. Der Rosenkranz ging durch die fiebernden Hände, zerrissene Gebete trübten die Scheiben mit dem Hauch eines heißen Mundes — umsonst.

In die Gebetskammer schlug ein Duft von Jasminblüten und vergossenem Wein, ein Brausen erfüllte die Ohren der Weltabgeschiedenen, und nun

drängten sich die Thränen aus den Augen, Leben, qualvolles Leben trat in das hagere Antlitz. Und das Gemach versank vor ihren Blicken, das Schwesternkleid zerfiel, noch war sie nicht eingegangen zur Ruhe, zur Lebensentsagung. Gleich einer Springflut brach es manchmal über sie herein, das alte lebensstarke, glückverlangende Gefühl, das einst so hart erlegen war.

Die Kerze züngelte hoch auf und setzte die Papierhülle in Brand. Ein roter Gläckerschein lag in den Scheiben und leuchtete glutäugig in die Nacht hinaus.

„O Louise,“ rang es sich über die blassen Rippen. Die mühsam erkaufte Ruhe war dahin.

Silbertöniges Schellengeläute klang aus dem Thale herauf. Auf der Aslacher Straße fuhr ein Schlitten der Stadt zu. Soeben gelangte er in den Bereich des aufsteigenden Mondes. Schnaubend stieß das Pferd den Atem durch die Nüstern. Xavier Sterzlin führte Zügel und Peitsche. Und dicht hinter ihm auf dem schmalen Sitzbrett saßen zwei junge Eheleute, deren Honigmond noch blühte. Schulter an Schulter hielten sie einander sicher, Göstave Haller und die blonde Marguerite. Das Mondsilber troff auf sie hernieder.

Der Alte wandte den Kopf.

„Beh'sch am Sunndig uff Stroßburg, Göstave?“

„Sunndig? Stroßburg?“ wiederholte der junge

Mann mechanisch und bemüht die Frage zu verstehen. Er hatte seiner Frau soeben in die Ohren geplaudert.

„I weiß no' nit. Peut-être.“

Wiederum glitten sie schweigend durch die stille Nacht.

Der Onkel hatte ihren Bitten nachgegeben und sie auf glatter Schneespur spazieren gefahren. Nachbarlich wohnten sie nebeneinander. Und der Joli wußte sich noch gut des Tages zu erinnern, da er bändergeschmückt das vernickelte Geschirr getragen hatte, um die Beiden in ihr Heim zu führen. Sie waren so glücklich!

Von dem Kirchturm der Stadt schlug die achte Stunde. Rascher zog der Braune unter dem Hochjoch.

„D'Müetter wartet!“ brummte der Xavier vor sich hin und senkte die Peitsche leise auf die Flanken des Thieres.

Als er zu der Stadt hinüberschaute, um die Entfernung zu messen, fiel ihm der flackernde Schein in einem Fenster des Schwesternasyles ins Auge. Die Umrisse einer Gestalt zeichneten sich in dem hellen Rahmen deutlich ab.

„C'est la foi qui guérit!“

Der Spruch, welcher daheim über Frau Ursula's Bett auf altem Pergament stand, kam ihm in den Sinn.

Er lächelte. Hinter ihm klang es, als siegelte die Liebe Mund auf Mund.

Gutmütig nickte er mit dem Kopf und zog die Pelzmütze über die Ohren. Und das that er so herausfordernd, daß die Beiden hell auflachten.

Schellengeläute und Gelächter irrte über das schneeige Feld.



Louise Bühl, die Schwester Gulalia, war nicht beliebt unter ihren Genossinnen.

Noch fehlten ihr die Demut, der Augenaufschlag und die fromme Rede.

Sie war schweigsam und verschlossen und konnte weinen. Warum sie weinte, das wußten sie nicht, doch ahnten sie es und sprachen davon. Und doch sehnte sich Louise nicht in das Leben zurück, nicht zurück zu dem, welchem sie fast zu eigen geworden wäre, nicht nach dem rebenumspinnenen, haufälligen Schenkhaus. Noch immer suchte sie, was ihr Vergangenheit und Gegenwart nicht gaben, vielleicht sich selbst.

Der Dezember ging ins Land.

Sie betete, bis ihre Kniee wund wurden, meldete sich zu den schwierigsten Krankenwachen und rang sich Liebe und Mitleid ab, mühsam, fruchtlos.

Aber sie vermochte den Satan — so nannte es ihr Beichtiger — nicht zu bannen. Es war nicht Erinnerung und doch Heimweh, Heimweh nach einem

Glück, das ihr nie geworden war: ein Flügelschlag hatte sie einst gestreift.

Ihr Glaube wurde wankend. Sie begann zu hadern mit Gott und den Heiligen und zweifelte allmählig an ihrer Machtvollkommenheit, an ihrem Sein.

Aber beten mußte sie. Und sie betete inbrünstig, bog Haupt und Knie. Doch wenn das letzte Wort verklungen war, züngelte der Zweifel wieder in ihr auf. Und da sie ehrlich war, so widerrief sie ihre Gebete.

Die Adventsglocken des letzten Sonntages vor dem heiligen Tage waren verklungen. Heulend flog der Sturm um die Giebel der Stadt. Weiße, prickelnde Flocken freisten in der Luft, drehten sich in tollem Wirbel an den Straßenecken und stürzten jäh zu Boden. Fußhoch lag der Schnee.

Louise erhob sich von den Fliesen, auf welchen sie betend gebüßt hatte, und entkleidete sich. Es war dunkel in ihrer Kammer.

Fröstelnd lag sie unter der wollenen Decke.

Der Zweifel grinste sie an. Das Lebensheimweh regte sich. Da riß sie plötzlich die Decke von sich und lag entblößt in der eisigen Sturmnacht. Sie wollte sich kasteien, sich martern. Mit starren Augen blickte sie zu dem Kreuzbild an der Wand hinüber. Ihre Glieder flogen im Frost. Sie lächelte. Aber der Reigen ihrer Gedanken löste sich nicht.

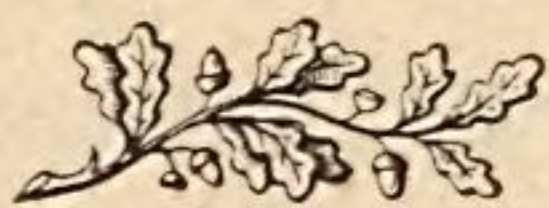
Sie verspürte den ersten Seufzer: er rang sich aus der Brust heraus. Und der Zorn ließ sie die Hände vor das Gesicht schlagen. Ohnmächtig war ihr Wille, jener fremde Wille, den sie zu ihrem eigenen machen sollte.

Dürstend griff sie nach dem Wasserkrug, der ihr zu Häupten stand. Aber als sie das Gefäß an den Mund setzte, kam ihr plötzlich ein asketischer Gedanke. Sie hob sich empor, öffnete die Blende und goß das Wasser in die Tiefe. Verirrte Glocken brannten auf ihren Schultern.

Sie wollte dürsten.

Wiederum lag sie über eine Stunde regungslos. Der Schlaf rührte leise an ihre Nider.

Schlummertrunken raffte sie die Decke empor und entschlief. Träume der Kindheit glätteten ihre Stirn und verwischten die Falten um den dürstenden Mund.



Ein leichter Ostwind jagte die Schneekristalle über die Eisfläche des großen Weihers. Wie Stahl blaute die Tiefe. Der Weichensteller der Ziegelfabrikbahn that ein übriges, indem er mit dem Reisigbesen über das Eis fuhr.

In der Stadt läuteten die Vesperglocken. Der Sonntagnachmittag mochte wohl manchen Schlittschuhläufer verlocken.

Zuerst kamen die halbwüchsigen Knaben, atemlos, im Dauerlauf. Der Bahnkehrer zählte zögernd die Kupfermünzen nach.

Als die Jugend schon eine Weile wie große Wasser schnaken über die Fläche taumelte, tauchten die älteren Kunstbessenen hinter der Wegböschung auf. Junge, frühflügge Mädchen paßten den Schlittschuh an die schmale Sohle. Die Blüte des Gymnasiums knöpfte die Handschuhe zu und zog das Jaquet fester um die Taille.

Und nun umwachten Väter und Mütter gleich dunklen Pechfakeln die runde Fläche.

Ein stattlicher Notar zog tiefsinnige Kreise und Schnörkel.

Schon hatten sich die Pärlein gefunden. Ueber Kreuz lagen die Hände ineinander. Die schlanke, braunhaarige Anna barg ein gefaltetes Papier im Muff und sah ängstlich nach dem Ufer, nachdem es geschehen war. Doch ihr Cavalier war vorsichtiger gewesen und hatte das Gespräch der Mutter mit der Frau Amtsrat zur Beförderung benutzt. Er besaß Übung.

Auf dem Kapuzmantel ihres Mannes saß Frau Margarete Haller und ließ sich die Stahlschuhe an die Schnürstiefel schnallen. Wie fraulich sah sie aus in der langschößigen Jacke mit dem hohen Kragen. Ihre Wangen waren nicht mehr so rund wie früher, aber tief und entschleiert leuchteten ihre Augen, die Liebesaugen einer jungen Frau.

Jetzt begannen sie die Fahrt. Ruhig und sicher blieben die Füße im Gleichtakt. Sie sprachen nicht dabei. Zuweilen wandte Marguerite den Kopf und lächelte nach dem Ufer zurück. Dort stand Frau Ursula im schweren Pelzmantel und schaute ihnen zu.

Das that sie voll ängstlichen Staunens, denn es war das erste Mal, daß sie dem Eislauf zuliebe die stille Stube verlassen hatte.

Erst durch die Einbürgerung norddeutscher Elemente war der Eisport emporgekommen. Bald aber nahm Jung-Elsaß lebhaften Anteil.

Nun sah Frau Ursula, welche einst in breiten Holzschuhen die Waldweiher befahren hatte, die Menschen auf schmalen Stahlleisten die Tiefe ver-
lachen.

Da that Jemand einen Fall. Mamselle Clémentine, la belle couturière, erhob sich unwillig von dem spiegelnden Estrich. Sie ordnete mit einem gezwungen feinen Griff das braune Sammtkleid, dessen Schnitt und Stoff soeben in Paris Tracht wurde.

Fräulein Clementine war das Modeblatt der kleinstädtischen Halbwelt, et elle parlait français, c'était édonnant, car elle préférait cette langue cracieuse au „Sundgäuerditsch“.

Frau Ursula trippelte fröstelnd von einem Fuß auf den andern. Der festgetretene Schnee schlug durch die Gummisohlen. Aber sie wollte nicht allein heimkehren und mochte doch auch den beiden die Freude nicht verkürzen.

Der Xavier saß derweil ruhig im Café und spielte Piquet, das Spiel, dem der Sonntag geweiht war. Während er die Karten gab, sah er zuweilen zu dem Billard hinüber, auf welchem die Bälle in schier rastloser Bewegung waren. Dieses Hinüberschauen war ihm im Spätherbst viel häufiger widerfahren. Da glaubte er noch seinen Sohn erblicken zu müssen, wie es zwei Jahre lang der Fall gewesen war. Aber Charles führte andere Waffen als den Billardsppeer, und er führte sie gut.

Das neue Vollbild in der Wohnstube zeigte die herbe Kraft seiner Gestalt.

Blatt saß der eigene Rock und eng umschloß das schmale Koppel seinen Leib.

Charles Sterzlin war bei seinen Vorgesetzten beliebt und ein guter Kamerad. Der allzustraffe Zug, welchen der jüngste Sommer in sein Gesicht eingetragen hatte, verlor sich. Der Jugendmut und das vergeßliche Herz erstanden wieder. Die Entfernung aus dem Elternhause und aus der Gegend, in welcher so mancher Ort ein nur ihm sichtbares Runenzeichen aus vergangener Zeit trug, wirkten erlösend. Ueber der Vergangenheit lag ein leichter Nebel, aus dem die Gestalten und Leidenschaften minder scharf umrissen auftauchten, um immer mehr umspinnen zu werden, bis sie zu armen Schatten herabsanken, die dann eben die Vergangenheit bildeten. Doch heller und herrlicher, sonnenglanzüberschüttet stand das Elternhaus vor Charles' Augen, lebensdeutlich haftete der Eltern Bildnis in seinem Herzen.

Hätte der Xavier gewußt, daß der Briefbote kurz nach seinem Eintritt in das Café einen Brief aus Straßburg durch die Thürspalte geschoben, so wäre das Spiel eher zu Ende gewesen.

Und wenn Mutter Ursula geahnt hätte, daß ihr Gang zu Marguerite, mit welcher sie vor dem Eislauf die Kirche besuchen wollte, sie des Em-

pfanges eben dieses Briefes beraubte, so wäre sie untröstlich gewesen.

Doch als es Abend war, saßen Vater und Mutter still bei einander unter der Hängelampe und lasen Charles' Brief.

Im Ofen knisterten die Buchenflöße. Der Rauch aus des Xavier Pfeife umirrte das Licht. In der Küche ging die Magd geräuschvoll ab und zu und sang nicht allzurichtig ein Schullied.

Da rief sie Frau Ursula hinein und schickte sie zu Marguerite hinüber.

Die jungen Eheleute hatten es nicht für nötig erachtet, jetzt schon die neugierige Lampe anzuzünden.

Hand in Hand saßen sie auf ihrem Kanapee. Und es war, als umriesele sie wohligh die Dämmerung.

Da klopfte es.

Und Rosalie's Stimme erscholl und rief sie hinüber.

Marguerite hatte gar rote Wangen, gar glänzende Augen. Sie barg das Köpfchen in einem Tuche und eilte mit Güstave zu den Alten.

Etwas Besonderes konnten sie freilich nicht aus Charles' Schreiben herauslesen, aber den Eltern war der einfache Bericht, daß es gut gehe, schon eine heilige Botschaft.

Güstave flüsterte dem Alten etwas ins Ohr und stieg dann mit dem Schlüsselbund in den Keller.

Eine bestaubte, langhalsige Flasche in der Hand
kehrte er wieder. Und als Mutter Ursula das
Schild las: „Rappoltsweiler 1865“, darauf von
Einem zum Andern blickte, ging es wie Sonnenschein
über ihre Züge. Das Gretle wurde blutrot. Der
Xavier aber füllte die Gläser und sagte:

„Eh bien, e harzhafte¹⁾ Schluck uff der erscht²⁾
Büe.“

Silbern, scherzhaft läutete der Gläserklang durch
das Zimmer.

Heimlich fanden sich zwei Hände unter dem Tisch-
tuch.



¹⁾ herzhaften. ²⁾ ersten.

Schwester Gulalia hatte Erlaubniß erhalten, nach Aslach gehen zu dürfen, um auf dem Grabe ihrer Eltern zu beten.

Beten! Beten! redete sie sich ein, aber sie ging nicht um des Gebetes willen. Es zog sie hinaus mit eisernen Klammern.

Sie hatte sich gewehrt und gestemmt, aber sie erlag.

Es war am Tage nach dem Eislauf, an einem frostschnöhen Februartage.

Wie Zucker und Alabaster leuchtete Thal und Gelände, Stadt und Dorf.

In der Ferne reckten sich die hohen Berge aus einem Dunstschleier. Die Sonne rötete die weiße Stirn des großen Belchens.

Die Hände unter der Brust gefaltet, ging Louise mit schnellen Schritten dem Dorfe zu.

Ein Rabenschwarm strich über die Felder. Auch sie trugen ein schwarzes Gewand, der Schwester gleich, die still vorwärts schritt durch den knirschenden

Schnee. Das Kreuz an der Kette des Rosenkranzes fuhr bei jeder Bewegung auf und nieder.

Das erste Mal, seit ihrem Eintritt in die Schwesterschaft, that sie diesen Weg. Damals zirpten die Grillen. Das letzte Laub flog im Winde. Die nackten Reben trauerten am Gelände.

Es war im Spätherbst gewesen.

Louise barg die Hände in den Ärmeln ihres Ueberkleides. Jetzt näherte sie sich dem Kreuzbild, vor dem ihr Bruder so oft gestanden hatte. Noch lebte der Nazi, aber seine Kraft war im Verzucken.

Einsam lag die Dorfgasse. Die Hausthüren waren sorgfältig geschlossen und aus den Schornsteinen quoll dichter Rauch. Ein breitschichtiger Dunghaufen dampfte. Die Schwester stieg mühsam die glatten, beeisten Stufen empor und trat durch die offene Pforte auf den Gottesacker. Dicht an der Sakristei lagen Vater und Mutter. Die Reisten der schwarzen Kreuze waren mit Schnee verbräunt, die Hügel kaum zu unterscheiden von dem Pfad.

Die dunkle Gestalt blieb eine Weile regungslos zwischen den Gräbern stehen. Immer noch barg sie die Hände in den Ärmeln. Und Alles ringsum war weiß, selbst die Luft schien mit leuchtendem Weiß gesättigt.

Louise's Hände fügten sich nicht zum Gebet. Die Erinnerung arbeitete. Sie sah sich wieder als halbwüchsiges Mädchen scheu durch das Schenkhaus

gehen, scheu den Kopf auf die Bücher beugen. Dann erinnerte sie sich des verflossenen Sommers, des Endes der Beiden, welche hier vor ihr lagen. Wie man sie im Keller gefunden hatte, neben der Leiche des Rößlewirtes hockend und stier vor sich hinblickend. Der qualmende Weindunst hatte ihr Gesicht in bläuliche Farben getaucht. Sie wurde hinaufgeführt, gefragt, zu Bett gebracht und ließ Alles mit sich geschehen. Aber ihre Antworten waren unverständlich und bald sank sie in tiefen Schlaf.

Als sie erwachte, erfuhr sie von dem Schicksal des Nazi. Und dann ging sie mit dem Vater zu Grabe. Sie hatte keine Thränen.

Auch jetzt blieb ihr Auge trocken, doch nun löste sie ihre Finger und begann zu beten, indem sie das dumpfe Bewußtsein: „Du mußt beten“ in That umsetzte.

Als aber ihre Gedanken nicht standhalten wollten, kam die Askese wieder über sie, und jählings kniete sie in den tiefen Schnee nieder. Sie betete ein Vater-unser um das andere. Schon verloren ihre Füße und Beine die Empfindung, sie sah purpurne Farbenfetzen an der weißen Kirchenmauer. Jetzt vernahm sie ein gewaltiges, überirdisches Klingen, das die Luft erfüllte.

Da schwirrte eine Sperlingschar neben ihr nieder. Das riß sie empor, die Fröhabendglocke läutete. Wie sie gekommen war, still die Hände

geborgen, verließ sie den Gottesacker. Von der höchsten Stufe der Treppe schweifte ihr Blick zu dem „Rößle“ hinüber.

Noch sprang der Schimmel im Schild, aber die Wände des Hauses waren übertüncht worden und die Böden grün gefärbt.

In dem vereisten Garten erhob sich an Stelle der Wildweinlaube ein lattenverschlagenes Häuschen. Die Schwester starrte hinüber.

Furchtbar und angstvoll trat jener suchende, qualvoll suchende Blick in ihr Auge. Die Nerven ihrer Stirn vibrirten.

Sie setzte sich auf die oberste Stufe.

Eine Weile hockte sie dort und sann. Und plötzlich tauchte in ihrer Seele das Bild der lachenden Touraine empor. Sie glaubte ihre einstige Herrin im Lehnstuhle sitzen zu sehen unter der schwarzschattenden Kastanie. Von dem hellen Balkon der Villa wehten die Syringen. Die Andre plauderte fichernd vorüber und zog den Eppich an der Gartenmauer zu sich hernieder. Helle Kleider schimmerten durch das Gliedergebüsch. Die beiden Mädchen warfen die schwarzbraunen Vöckchen lachend im Winde.

Und der Himmel blaute und die Sonne schien, die große, leuchtende Sonne!

Ja, es war ihr, als verspüre sie den warmen Schmeichelschein, wie er ihr den Scheitel und das

Antlitz streichele, wie er sie umarme, gleich dem Vater, der das verlorne Kind begrüßt.

Im Wirtshause wurden scheltende Stimmen laut. Louise schreckte empor und trat die Stufen hinunter. Heimwärts ging sie — der Stadt zu — heimwärts? —

Ungekannt, ungegrüßt, die Hände wiederum in den Armen verschränkt, schritt sie die Dorfstraße entlang.



Der Februar war dahingegangen und hatte dem März das eisige Erbe überlassen. Aber in den letzten Tagen des Monates ward es anders. Es taute. Schwergraue Wolken jagten ostwärts. Der Föhn jauchzte über die Höhen, fuhr pfeifend um Dach und Giebel und riß dem flüchtenden Winter den zerfetzten Mantel von den Schultern. Ein Regen ging darauf nieder. Die Ill wälzte gelbe Fluten zu Thal.

Da wusch sich der Venz das Festgewand.

Im Städtchen verschwanden die Borfenster. Das Wasser ergoß sich in Strömen über Gerät und Estrich. Die Schneiderinnen prüften Nadel und Faden, um die weißen Kleider der Kommunikantinnen baldigst fertigstellen zu können.

Die Menschen richteten das Ostergewand.

Als die Aprilsonne auf die braunen Flecker fiel, als Veilchen, Schneeglöckchen und Seidelbast blühten, da war der Frühling gekommen.

Das Kirchenportal stand weit geöffnet. Die

Sonne brach herein und umfoste das Glockenseil. Im Dämmerlicht leuchtete die ewige Lampe. Ein frommes Mütterchen verließ schlürfend das Gotteshaus.

Das Geräusch eines rastlos geführten Besens schauerte durch den hohen Raum. Eine Frau reinigte die Fliesen. Ihre hallenden Tritte und die rücksichtslose Bewegung unter Stühlen und Bänken vermochten die schwarze Schwester nicht zu stören.

In sich versunken kauerte sie vor dem Hochaltar. Noch lag die dunkle Decke der Passion auf dem Tische Gottes. Die Schwester zuckte zusammen. Ihre übernächtigen, verwachten Augen fuhren blicklos über den Altar.

Es trat Jemand in die Kirche. Die kleine Seitenpforte drehte sich ächzend in den Angeln. Eine junge Frau kniete vor dem Seitenaltar der Mutter Gottes nieder und entzündete eine Weihkerze.

Mühsam hatte sie sich auf der teppichbelegten Stufe niedergelassen, denn sie kam, um sich der Mutter der Gnaden in ihrer schweren Stunde zu versichern. Marguerite neigte den blonden Kopf und betete.

Die Frau, welche ihr Reinigungswerk beendet hatte, verließ mit schweren Schritten die Kirche. Dabei stieß sie an das Glockenseil, welches nun einige Augenblicke hin und her schlug und seinen schwankenden Schatten über die Motivtafeln warf.

Da kam ein Nechzen von dem großen Altar her. Marguerite wandte bang den Kopf. Die schwarze Schwester hatte beide Hände gegen die Brust gepreßt, den Nacken zurückgebeugt und sah stier zu dem hangenden Kreuz empor. Das schmerzgespannte Gesicht schien Marguerite bekannt, aber die junge Frau wußte nicht mehr, wo sie es gesehen hatte.

Louise erhob sich. Noch einmal neigte sie sich, dann schritt sie den Mittelgang hinab. Die Beterin am Seitenaltar vergaß ihr nachzuschauen.

Die Schwester glich einer Nachtwandelnden.

Sie schaute nicht rechts, nicht links, sondern ging starr vor sich hinblickend des Weges.

So erreichte sie das Thor, das Haus und ihre Zelle. Und dort riß sie Tuch und Haube vom Kopf, löste das Gewand und die Unterkleider und drehte das dünne Seil, welches ihre Hüften umspannte, zu einer Geißel zusammen.

Mit entblößtem Oberleib warf sie sich vor dem Kreuzbild an der Wand nieder und führte ungeschickt, bald hastig, bald zielgerecht die Geißel über den Rücken. Sie keuchte. Rote Streifen wurden sichtbar. Die Bier nach Glück, nach Leben krümmte sich unter der Marter. Louise preßte die Zähne zusammen. An dem mißhandelten Leib des Gefreuzigten hing ihr Blick.

Sie wollte sich in sich selbst überwinden, zertreten, töten.

Und der Sonnenschein malte leuchtende Gebilde auf den Estrich, lockte wie Leben und quellende Lust.

Ein roter Tropfen sprang unter dem geknoteten Seil auf. Mit einem dumpfen Laut brach die Büsserin zusammen.

Aber auf ihrem Antlitz lag der Abglanz der Verzückung, einer ungekannten Lust.



Frau Ursula strickte ein winzig Strümpflein. Zuweilen sah sie über die Brille hinweg die Straße hinunter. Laue Frühlingsluft kam das Rosengäßlein herab und trug den Duft sonntäglichen Bratens mit sich. Auf der Straße lagen Gräser und Frühblumen zerstreut.

Der Röhrenbrunnen verschwand unter junggrünen Tannen und Buchen. Geschickte Hände hatten einen Altar gezimmert, auf dem die Kerzen ihr flackernd Spiel trieben.

Es war Patronstag.

Die Mutter schob die Wolle zusammen und trat in das Haus. Das Gretle saß in Vaters Lehnstuhl und schlief. Um feinetwillen versäumte Frau Ursula das Hochamt. Das Gretle lächelte im Traum.

Da erklangen die großen Glocken und erfüllten das Städtchen. Schon beobachtete die Mutter die junge Frau, aber sie schlief ruhig weiter.

Frau Ursula verließ sie und ging in das Erd-

geschloß hinunter, doch auf der Treppe schien ihr plötzlich das Gesicht zu erblinden, sie griff krampfhaft nach dem Geländer.

Langsam entschleierten sich ihre Augen, es war vorüber. Und ruhig schritt sie weiter. Dies Ungefähr kam sie seit wenigen Wochen zuweilen an, aber sie achtete es nicht.

Im Erdgeschoß öffnete sie das Fenster und schloß die Läden. Nun vermochte sie durch die Lücken die Prozession zu erspähen, während sie selbst ungesehen blieb.

Der erste Sonntag des Wonnemonats war dem Heiligen zu eigen. Da zogen sie hinaus mit Fahnen und Kreuzen durch Stadt und Flur, an den grünen Reben vorüber, deren Erstlinge seine fromme Hand einst gepflanzt hatte.

Hundertstimmiger Gesang erscholl in der Ferne.

Sie zogen vorüber, die Feuerwehr in glänzenden Helmen, Mädchen in weißen Kleidern, Rosenkränze im gelockten Haar, Knaben mit der Kommunionmünze geschmückt, Väter und Mütter, Alte, Gebrechliche und Sieche, betend zogen sie vorüber.

Die bunten Fahnen schwankten an den Querstangen, die Reliquien des Heiligen ruhten in eisernem Schrein auf den Schultern kräftiger Burschen. Ein Bild der milden Madonna schwebte über den Häuptern vier blühender Jungfrauen, die das blaue Band der Marienfinder um die Achseln trugen. Von

dem Baldachin des Priesters nickten die Straußenfedern, gülden leuchtete die Monstranz in dem Frohlicht der Maisonne.

Und die Meßdiener in den roten Gewändern schwenkten rückwärtsgehend die Weihrauchfessel, daß der weiße Duft in schmalen Bändern aus den durchbrochenen Gefäßen brach und flockig zerfloß.

Frau Ursula war in die Kniee gesunken und hatte den Kopf auf die verschlungenen Hände geneigt. Das Gretle aber träumte just von einer bunten, blühenden Wiese, auf der ein frohäugig Knäblein in nackter Unschuld unter den Sternblumen lag und lachte.

Die Prozession zog die Streitgasse hinunter, das Totenweglein entlang nach der Kapelle des Heiligen.

Als sie an einem der letzten Häuser vorüberkam, tauchte der Kopf einer schwarzen Schwester einen Augenblick hinter den Vorhängen auf, und zwei fieberverzehrte Augen starrten auf die Bittgänger.

Schwester Gulalia saß bei einer Kranken, deren Angehörige den Bittgang nicht versäumen mochten. Vorsichtig ließ Louise den Vorhang fallen und trat zu dem Lager der Frau zurück, die an der Zungenentzündung darniederlag.

Als die Schwester Platz nahm, fuhr sie unwillkürlich nach ihren Hüften. Aber sie preßte die Rippen aufeinander und hielt den Leib aufrecht.

Und als sie kurz darauf der Kranken die Kissen ordnete und wiederum zusammenzuckte, ging ein verächtliches Nöcheln um ihren Mund.

Unter dem Hemd trug sie einen Wildrosenzweig krampfhaft um den Leib geflochten. Vor wenigen Tagen hatte sie ihn gebrochen und umgelegt. Die Selbstmarter mit der schwanken Geißel hatte den Dienst versagt, nun trug sie den Dornenkranz. Und wenn die Stacheln scharf in die blutende Haut schnitten, ging ein leiser Schauer über ihre Glieder.

Die Kirchenglocken fluteten in mächtigen Wellen über das Städtchen und wallten den Betern nach, die gleich einer dunklen Schlange über das Totenweglein krochen, an dem rauschenden Erlenbach entlang. In lichten Tropfen stand der Schweiß auf der Stirn der Reliquienträger.

Xavier Sterzlin fuhr sich mit dem roten Taschentuch über die kahle Stirn.

Der Güstave aber, welcher dem Kirchenchor angehörte, räusperte sich zuweilen. Die Stimme begann ihm zu versagen.

Was macht das Gretle, fragte er sich.

Das Gretlein war erwacht und half der Mutter ein zweites, winziges Strümpflein stricken.



Ein feiner Sprühregen rieselte hernieder. Saumlose Wolken hingen lastend am Himmel. Die verwelkten, zertretenen Blumen, welche an das Patronsfest erinnerten, lagen in den Rinnfallen der Straßen.

Ueber Nacht waren die ersten, feuchten Stöße des Regenwindes gekommen, und nun war es schon spät am Nachmittage. Die Lindenbäume der kleinen Anlage, im Umkreis der verbauten Stadtmauer, beugten die tropfenschweren Zweige. Und die Eisenketten, welche den Baumgang von der Fahrstraße trennten, glänzten diamantbetaut.

Ein Postbote ging fröstelnd seines Weges. Regentropfen umrandeten den Schirm der Dienstmütze.

Unter den Bäumen war es einsam, nur eine Magd hatte Zeit gefunden, ihrem Schatz ein Stelldichein zu geben. Flüsternd und fichernd schritten sie auf und nieder. Der Unteroffizier wurde zuweilen durch das faltige Kleid seiner Trauten behindert, denn eng hielten sie sich umfaßt.

Eine schwarze Schwester kam von einem Krankenbett. Geschlossen hielt sie den großen, blauen Regenschirm trotz der sprühenden Wolken. Das Antlitz war wohl einst schön gewesen, doch das mochte lange her sein: es war es vor einem Jahre.

Gerade als die Schwester das zögernde Paar überholte, fanden sich die Lippen der Beiden.

Louise zuckte nervös zusammen. Eine Falte trat zwischen ihre Brauen. Mühsam ging sie weiter. Es war ihr, als sei der Kuß ihr zum Trost, zum Schmerz gegeben worden.

Sie war so müde.

Eine heisere, lallende Stimme übertönte das Rauschen des Regens in den Bäumen. Die Hände in die Hosentaschen gezwängt, wankte ein betrunkenen Arbeiter über die Straße. Seine Jacke war zerrissen, und der Regen schlug durch das Kattunhemd auf die braune Brust. Mit stierem Antlitz, den Mund kaum öffnend und schließend, sang er ein welsches Lied. Und dabei taumelte er haltlos quer über die Straßenbreite.

Die Schwester schritt schneller. Erinnerungen hasteten ihren Schritten nach.

Da that der Trunkene einen gräulichen Fluch und zerrte die Fäuste empor.

Doch es war zu spät, wuchtig schlug er vornüber, mit dem Gesicht auf die Stachelfette stürzend. Eine Weile lag er wie tot im Rinnsal. Aus einem

zackigen Riß seiner härtigen Wange quoll dunkles Blut.

Das koscende Pärchen stand regungslos. Die Unterbrechung war zu unerwartet gewesen.

Louise machte im ersten Augenblick einen Schritt auf den Gefallenen zu, dann stockte sie. Der Ekel fraß an ihrem Herzen. Jetzt überfielen sie die Erinnerungen, welche sie gleich Dämonen peitschten. Ihre Augen ruhten auf dem durchbluteten, härtigen Gesichte, sie vermochte die Blicke nicht abzuwenden.

Der Arbeiter raffte sich empor und wankte weiter. Er empfand keine Schmerzen. Heiser sang er in den Regen.

Noch hafteten Louise's Augen an der blutigen Stelle, noch einmal fuhr sie zusammen.

Und jetzt hub sie ihren Heimgang wieder an. Sie zählte ihre Schritte, um ihre Gedanken zu betriügen. Doch bald gab sie es auf, denn Alles versagte den Dienst. Und sie fand keine Ruhe, kein Ende.

Es regnete.



Die Junifonne brannte hernieder. In jedem Winkel tasteten ihre Strahlen, hüpfen ihre Lichter. Grell lag sie auf den segeltuchgedeckten Marktbuden, welche die Hauptstraße und den Platz des Städtchens einnahmen.

Seidene Tücher hingen an den Schnüren. Töpferwaren stießen sich in dem raschelnden Stroh, und das Gedränge von Käufern und Verkäufern erfüllte die Zeltgassen. Stimmengewirr, Staubdunst und der Dungeruch der Zugtiere flossen ineinander.

Ein Bauer, welcher sich einen neuen Strohhut gekauft hatte, trug denselben stolz über seiner alten Tuchmütze auf dem Kopfe.

Dort steckte ein lockiger Charlatan einer drallen Bauerndirne einen Gichtring an den Finger und gab eine herrliche Erklärung dazu. Zur Verdeutlichung kniff er sie in den ärmelumengten Arm. Und als zufällig eine Dienstmagd, welche es eilig hatte, die Käuferin bei Seite drängte, preßte er

einen Augenblick seine Hand wider die runde Brust der vermeintlichen Gichtkranken.

Rücksichtslos bahnte sich Rosalie, die Magd Sterzlin's, den Weg weiter durch die feilschende Menge. Ihre schmutzige Küchenschürze trug sie, gleich einem Leibgurt, um die Hüften gerollt. Sie war am Ziel.

Schriß ertönte die Glocke am Schwesternhause.

„Schicket g'schwind e schwarzi Schwester züe uns!“

„Mais, wer sind Ihr?“

„Sterzlin! g'schwind, d'Madam hätt's g'schlage.“

Eine Weile darauf schritt eine schwarze Schwester durch die grüßenden Menschen und löste Marguerite von der Krankenpflege ab.

Frau Ursula lag röchelnd darnieder. Sorglich rückte sich soeur Amélie einen bequemen Sitz an das Bett und kühlte die brennende Stirn der Kranken.

Güstave Haller aber ging ratlos, hilflos in seiner Wohnstube auf und ab. Die Wehmutter befand sich bei dem Gretle. Allzustark hatte sie die Aufregung ergriffen.

Das Stöhnen der jungen Frau klang herüber.

Und Güstave trat bald auf den Gang hinaus, um nach dem Arzt auszuspähen, bald schlich er nach der Kammerthüre und horchte. Er war dem Weinen oder dem Fluchen nahe.

Der Xavier preßte die Pfeife zwischen die Zähne

und starrte die Gasse hinunter. Die Schwester hatte ihn hinausgehen heißen. Aber er vergaß die Pfeife anzuzünden und nickte greisenhaft mit dem Haupte.

Ob es Mittagszeit sei, wußte er nicht. Zuweilen nur drückte er den Tabak mit dem Daumen tiefer in den Pfeifenkopf. —

Der Arzt kam das Rosengäßlein herab und bot ihm eine Priße. Er nahm sie. Dann hörte er ihn hinausgehen. Rosalie stürzte mit einem hastigen „Excusez“ an ihm vorüber in die Apotheke. Als der Arzt nach geraumer Zeit wieder die Treppe hinunterstieg, wandte sich der Xavier schwerfällig um.

„Eh bien?“

„Soyez tranquille. Pas de danger — brûle comme un fourneau — fait rien, fait rien, — faut voir la petite mère. —“

„Au revoir, au revoir.“

Und er ging zu Hallers, indem er ungeschickt die schwarze Binde fester um den Stehkragen legte.

Der Xavier suchte nach Zündhölzchen. — Er atmete auf.

Es mochte um die zehnte Stunde gewesen sein, als Frau Ursula in der Küche, wie vom Blitz getroffen, zusammenbrach. Der Steinguttopf, welchen sie just in der Hand hielt, streute flirrend seine Scherben um sie her.

Das Gretle aber stieß einen Schrei aus und mühte sich um die Ohnmächtige. Doch zwei Stunden

darauf lag die junge Frau in den Wehen und der Alte sandte nach einer Schwester.

Der Marktlärm wogte durch die Straßen und störte die Ruhe der Kranken. Schwester Amélie schloß Fenster und Läden. Den Rosenfranz abbetend, saß sie an Frau Ursula's Lager und lauschte auf die Wirrreden der Fiebernden. Und doch ging es besser. Der Xavier rauchte und unterließ es, seinem Sohne eine Drahtnachricht zu senden.

Der Güstave stand drüben an dem Fenster und lehnte die schweißüberperlte Stirn gegen das Holzkreuz. Ihm hingte um das Leben, das ihm werden sollte. Blicklos sah er auf das Straßentreiben nieder.

Die Bauern schirrten die Gäule an und rüsteten sich zur Heimfahrt. Viele frommen Bäuerinnen thaten noch schnell einen Kirchgang. Sie stellten ihre Körbe neben dem Portal nieder und tauchten die Finger tief in das Weihbecken.

Soeben schritt der Beichtiger aus dem Stuhle. Sein gutmütiges Antlitz war sorgenschwer. Er vermochte nichts mehr über das empörte Herz der jungen Schwester Gulalia. Freilich war sie schwer geprüft worden, aber deshalb an Gott und dem Jenseits zu zweifeln, schien ihm kleinlich. Er hatte sie gefragt, was sie von dem Tode hoffe. Da antwortete sie:

„Still se, schlofe!“

„Und das jüngste Gericht?“

„Nachte,¹⁾ marfte mit einem, nai ich fa's nit gläube.“

„Und der himmlische Lohn?“

„Der isch Rüehj²⁾ und Mitnehwisse!“

Und da hatte er ihr mit der Strafe der Kirche gedroht, wie es seines Amtes war. Sie war gegangen.

In der kleinen Zelle der Schwester lag die Sonne. Durch das geöffnete Fenster duftete der Lindenblust. Es begann sich zu jähren.

Nicht ganz ein Jahr hatte der Nazi verbraucht, um sein hirnmüdes Leben zu vertoben. Aus der Zwangsjacke hatten sie ihn in das Totenhemd gebettet. Nun lag er auf dem kleinen Friedhof zu Stephansfeld.

Louise hockte auf dem Betschemel und hatte die Arme um die Kniee geschlungen. Seit gestern wußte sie, daß ihr Bruder gestorben sei.

Mußte der Hirnkranke denn nun auch Rechenschaft ablegen dort drüben, wurde er vielleicht gesund, indem er starb? Nein, er ruhte, schlief und schlief.

Eine Taube flog an dem Fenster vorüber.

Vielleicht träumte der Nazi.

Louise schaute starr zu Boden. In ihren Augen fuhr ein Gläckerschein auf. Ihr Herz ging schwer

1) rechten. 2) Ruhe.

und säumig. Und nun überkam sie das Gefühl, daß die Toten träumen müßten, träumen, was ihnen das Leben versagt habe.

Fieberheiß färbten sich die hageren Wangen, die Adern spielten um die Schläfen.

Und immer tiefer wühlten sich die Gedanken ein in ihr Bewußtsein. Sie achtete es nicht, daß die Sonne die Mittagshöhe überschritten hatte und langsam sank. Schwül lastete der Blütenduft in der heißen Kammer.

Eine Spinne ließ sich an zitterndem Faden von der Decke nieder.

Und still schlichen die Stunden dahin. Jetzt brannte die Sonne im Westen. Es war, als habe ein Regenbogen seinen Farbenstrom über den ganzen Himmel ergossen. Der Abend nahte.

Da schlurften flache Luchschuhe über den Gang.

Es klopfte. Louise hob den Kopf. Mechanisch rief sie herein. Schwester Amélie trat über die Schwelle. In ihrem faltigen Gesicht harrten wichtige Neuigkeiten der Verbreitung.

Seufzend setzte sie sich auf das Bett und beobachtete eine Weile ihre Genossin. Dann begann sie zu erzählen. Aber Louise grübelte und sann. Gleich einem fernrauschenden Brünnlein klang die Rede der Schwester an ihr Ohr. Da fiel das Wort „Rößlewirt“.

Louise fuhr auf.

In den kalten Augen der Schwester Amélie züngelten zwei neugierige Schlänglein.

„Und was meinsch, derno hätt sie in der Betthiße gsait: Der Rößlewirt isch e Mörder!“

Raum war das Wort gesprochen, so schnellste Louise vom Schemel empor und packte die Alte bei den Schultern.

„Sag's noch emol!“

Soeur Amélie hatte sich scheu geduckt.

„Eh bien, d'r Xavier Sterzlin hätt er schier z'Tod gschlage.“

„Xavier Sterzlin,“ wiederholten die blassen Lippen.

Sie fragte nicht, was sie meine. Es war ihr gleichgültig. Der Name hatte den Schleier brutal zerrissen. Furchtbar in ihrer Deutlichkeit reckte sich die Vergangenheit vor ihr empor. Irr wanderten ihre Blicke durch den fahlen Raum, in dem der Friede keine Stätte gefunden hatte.

Amélie erhob sich vorsichtig von dem Bett und öffnete die Thüre.

„Un vom Sohn un' dem Rößlewirt seiner Tochter hätt sie geredd, vo' der Viabe!“

Noch einmal bohrte die Plauderin ihre Blicke in das entgeisterte Antlitz, dann schlurste sie zufrieden hinaus.

Louise stand noch immer in der Mitte der Zelle. Und jetzt, nach diesen Worten ward es ihr klar.

Nicht Gebet, nicht Barmherzigkeit, auch nicht Kasteiung hatten Gewalt über den Frieden ihrer Seele.

Wenn sie damals erlegen wäre, wenn die dunkle Stunde in der Wildweinlaube sie beglückt hätte, dann wäre vielleicht der Friede später über sie gekommen, der Friede des Besitzes und der Reue. Schwer fiel ihr die Zellenenge auf die Brust, starr reckte sich dort das Betpult empor. Nun mußte sie plötzlich wieder an den Nazi denken, der auch in der Zelle gehaust hatte.

Und wenn nun der Tod ein Schlaf war? Wenn die Träume der Ewigkeit erfüllten, was das Leben nicht Zeit hatte zu gewähren!

Jählings riß sie das Kopftuch in die Höhe und verließ das Gemach. Im Hofe begegnete ihr die Thürhüterin.

„Meinet, soeur Gulalia, s’Herr Hallers han e Büe, e prachtiger Büe.“

Sie nickte und ging weiter, die Pfarrgasse hinunter und über die Illbrücke gen Aslach.

Hoch erhobenen Hauptes, die Hände in schwesterhafter Beugung unter der Brust gefaltet, wanderte sie die Landstraße entlang, in die sonnenmüde Dämmerung hinein.



Der Abend war hereingebrochen. Der Schein des Mondes trat in die Spuren des Sonnenrotes. Im Westen brütete dunkle Schwüle. Verhaltenes Wetterleuchten zitterte am Horizont.

Ein Gensdarm ritt der Schwester entgegen. Die Helmkeule umschloß das pflichtstrenge Gesicht, kraftsicher ruhte die linke Faust auf dem Schenkel. Und vor dem nickenden Kopfe des Pferdes schritt ein Gefangener, vielleicht ein Vagabund oder Deserteur.

Die glänzende Stahlfette schnürte ihm die Hände überquer vor den Leib.

„Bon soir,“ murmelte der Gefesselte, als er an der schwarzen Schwester vorüberkam. Die aber ging schweigend weiter.

Von der Alten Straße klang der Taftschritt einer größeren Menschenmenge herüber. Die Ausständigen der Ziegelfabrik zogen in Rotten heimwärts, Männer und Weiber gingen im Zuge. Die rot-weiße Fahne flatterte ihnen vorauf.

Das Dunkel verschlang bereits die Bannerfarben. Das Korn wogte, die Kartoffeln blühten und vom Kalkberg strich schwarzer Rauch. Rings aber zirpten die Grillen und fern im Wiesenmoor quakten die Frösche.

Louise stand der Schweiß auf der Stirne. Schon tauchte das Dorf im Dunkel auf. Daheim wurde sie sicher bereits vermißt. Und, warum ging sie denn in die Nacht hinein! Ein dumpfer Drang trieb sie gen Aslach.

Von der rechten Felderseite schwang sich der Eisenbahndamm heran. Die Schienen der Thalbahn glitzerten im Mondlicht. Die Schwester stand an der Schranke.

Dieselbe war niedergelassen.

Und jetzt läutete es in der Ferne, fläglich, unaufhörlich; der Nachtzug fuhr stadtwärts. Schon glühten die Feueraugen der Maschine über die nächtige Flur.

Soeben erreichten die ersten Gewitterwolken den Mond.

Er versank.

Da bückte sich Louise Bühl plötzlich unter der Stange durch und trat auf den Schienenweg.

„Rühje¹⁾, schlofe.“

Sie brach in die Knie. Der Boden dröhnte

¹⁾ Ruhen.

unter der Last des heranbrausenden Zuges. Eine wilde Bilderflucht jagte durch Louise's Seele.

Und nun sah sie sich in dem Schenkzimmer. An der Wand hing das Bild, Alsace stand darunter. Der Nazi — der Guldtrinker —

Sie wollte emporsehen. Da packte es sie im Nacken, sie fiel vornüber. Ein erstickender Druck — und dann nichts mehr.

Der Zug eilte rastlos weiter. Einen Augenblick warf das grüne Licht am Ende eine ungewisse Helle auf eine schwarze Masse. Aber schon lag wieder die Finsternis über dem Gebreite.

Die ersten, großen Regentropfen begannen zu fallen. Und dann stürzte es hernieder gleich einer Sintflut.



E n d e.

Von Hermann Stegemann

sind folgende Werke erschienen:

In Gebr. Pollmann's Verlag, Karlsruhe:

Antike Novellen. 1887.

Stratonike. Trauerspiel. 1888.

Bei Eglinzdörfer & Waldmeyer, Colmar:

Weihesfrühling. Gedichte. 1888.

Gertrud. Drama. 1890. Zweite Auflage
1891.

In August Schmidt's Hofbuchhandlung, Müllheim-
Badenweiler:

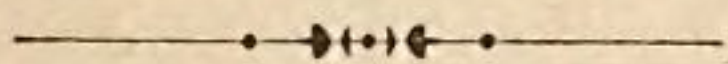
Mechtildis. Ein Sang von Badenweilers Schloß.
1890.

In Max Wettig's Verlag, Colmar:

Mein Elsaß. Skizzen und Novellen. 1891.

In E. Pierjon's Verlag, Dresden:

Der Abgott. Modernes Drama. 1891.



Auszüge aus Urteilen der Presse und Kritiken Berufener.

Antike Novellen.

Georg Ebers schreibt:

Aus der Art und Weise Ihrer Pinselführung kann man deutlich erkennen, daß es Ihnen an gutem künstlerischen Zeug nicht fehlt. All diese flott hingeworfenen Dinge zeugen für das schöne Talent ihres Schöpfers. Tübing.

Prof. Hausrath (George Taylor):

Ich habe Ihre „Antiken Novellen“ durchgelesen und mich recht an denselben erfreut. Das Ineinander von antiker Anschauung und bekannten Landschaftsbildern war mir sehr sympathisch. Ich bedaure nur, daß Sie keine bedeutende Zeitschrift gewählt haben, um sich dem Publikum vorzustellen. Heidelberg.

Graf Schack:

Nach Empfang Ihrer Novellen war ich nicht säumig, dieselben zu lesen. Ich wurde durch die Lektüre auf das Lebhafteste in das schöne Altertum zurückversetzt. Es ist Ihnen nicht nur gelungen, die Szenerie von Sizilien und Griechenland lebendig vor uns heraufzubeschwören, sondern auch eine spannende und interessante Handlung hinein zu verlegen. München.

Stratonike.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Graf Schack, dem das Werk gewidmet ist, schrieb dem Verfasser:

„Ich habe mir Ihr Werk vorlesen lassen und großes Wohlgefallen an demselben gefunden. Sie haben die Leidenschaften kräftig geschildert, die Handlung trefflich geführt und am Schlusse eine wahrhaft tragische Wirkung erzielt. Wenn Sie daher Ihr Trauerspiel mir dediziren wollen, so kann es mir nur zur Ehre gereichen.“

„Stratonike“ ist im Jahre 1888 mit starkem Erfolg im Stadttheater zu Coblenz in Szene gegangen.

Weihfrühling.

Gedichte.

Dieser Gedichtsammlung weist der „Kunstwart“, herausgegeben von F. Avenarius, unter den lyrischen Erscheinungen des Jahres 1888 den zweiten Platz an.

In der „Literarischen Correspondenz“ schreibt Dr. Siegemund u. A.:

„Dieses dem Grafen Schack gewidmete Büchlein liefert den erfreulichen Beweis, daß sein Verfasser auch auf dem Gebiete der Lyrik die Vorzüge seines auf novellistischem Gebiet bereits bewährten und vielfach anerkannten poetischen Talentes zur Geltung zu bringen versteht. Schlichtheit und edle Einfachheit des Inhaltes, wie der Form, Herzlichkeit und Innigkeit der Empfindung zeichnen die frei und leicht dahinschwebenden Stimmungsbilder Stegemann's aus.

Ganz besondere Anerkennung aber gebührt allen seinen im Volkston gehaltenen Poesien, die an Plastik und Originalität unseren besten Volksliedern kaum nachstehen.“

Gertrud.

Drama.

Nach der ersten Aufführung in Colmar ließ sich u. A. der Kunstkritiker des „Elsässer Tagblatt“ folgendermaßen vernehmen:

„Nachdem wir bereits den literarischen Werth dieses Dramas in diesen Spalten besprochen, erübrigt es uns noch, den Bühnenwerth und den Erfolg der Premiere zu kennzeichnen.

Der Dichter ist ein Vertreter der Moderne.

Beginnen wir nun damit, einige kleine Mängel zu erwähnen.

Die Anlage des ersten Actes hätte vielleicht etwas breiter sein können. Ferner bedurfte die Gestalt des Berthold wohl noch einiger Ausarbeitung, damit Humor in den Gang der Handlung verflochten werde. Auch einige Wendungen in der Rede wären zu unterdrücken gewesen.

Aber damit ist Alles, was zu bemängeln wäre, gesagt. Dies hervorzuheben, hätten wir nicht für nötig gehalten, wären wir nicht von dem Werte und der Bedeutung des Dramas überzeugt. Die Actschlüsse sind Marksteine im Gange der Handlung. Machtvoll und packend sind die Charaktere. Der Dialog ist logisch und geht auf den Kern der Sache. Und vor Allem tritt die Idee überall in den Vordergrund. Die Effekte auf der Szene sind überwältigend. Die Rede Gertrud's von „Mutterlieb' und Frauenlieb'“, die Beichte Franz-Sepp's sind wahre Meisterwerke. Und nun dieser Schluß!

Kurz und gut, ein Werk, wie es wohl unter der aufringenden Schule der Moderne wenige gibt.“

„Mein Elsaß.“

„Elsässer Tagblatt.“

„Mein Elsaß“ betitelt Hermann Stegemann-Sentier sein neuestes Werk, welches im Verlag von Wettig in Colmar erschienen ist. Die Sprache ist einfach und, was noch mehr zu loben ist, knapp und charakteristisch. Die Perle des Buches ist „Wälsch oder Deutsch“. In so kurzer Form etwas Besseres zu schaffen, ist unmöglich. Der Verfasser entrollt mit dieser Novelle ein Charaktergemälde, das eine ganz gewaltige Wirkung ausübt. Hieran reihen sich würdig „Dominik“ und „Die Bibel“.

Stegemann-Sentier ist kein Autor, der sich den schriftstellerischen Beruf selbst erwählt hat, sondern einer von den wenig Ausgewählten, welche die Musen zu ihrem Liebling erwählen und ihnen die Feder in die Hand drücken.

„Straßburger Tageblatt“ vom 11. Dez. 1890.

„Mein Elsaß.“ Skizzen und Novellen von H. Stegemann-Sentier heißt das jüngste Werk des Dichters von „Gertrud“, welches soeben im Verlage von Max Wettig in Colmar erschienen ist. Der Verfasser, der sich durch seine Gedichte, das genannte Drama, und sonstige Novellen bereits einen gewissen Namen errungen, gehört der Schule der Realisten an. Realisten! wird manche fromme Seele voll heiliger Scheu ausrufen und wird zurückbeben. Doch fürchte Dich nicht, die Schlichtheit und Einfachheit des Inhalts wie der Form, schützen ihn vor jeder Ungehörigkeit im Ausdruck oder einer Wendung, entfernen aber auch andererseits jede übertriebene Brüderie. Die Erzählungen und Schilderungen des Lebens und Treibens der Bewohner unserer Wasgauberge erinnern unwillkürlich an die ergreifenden Geschichten Anzengrubers in „Feldrain und Waldweg“. Einige derselben wie „Der Grenzstein“, „Der Dominik“, „Im Wetter“ u. a. m. stehen denen des österreichischen Dichters in Nichts nach. Ebenso geschmackvoll ist die Ausstattung des Büchleins. Elegante Vignetten, schöner Druck und gutes Papier gereichen der Verlagshandlung wie der Druckerei Eglinzdörfer und Waldmeyer zu Lob und Ehre.

Aus einem größeren Essay des litterarischen „Elsaß-Lothringischen Samstagblattes“ zitiren wir:

Dem zuletzt erschienenen Opus des fruchtbaren Verfassers, das vor einigen Wochen aus der Verlagsanstalt von Max Wettig in Colmar unter dem Titel „Mein Elsaß“ hervorgegangen ist und welches von Sachkennern und Freunden des Autors für das

Beste gehalten wird, was er bis jetzt geliefert hat, habe ich nun meine volle Aufmerksamkeit zugewendet. Im ganzen sind es elf meist nur skizzenhaft hingeworfene Volksgeschichten von durchweg packender und tiefergreifender Wirkung. Dieselben tragen ohne Ausnahme den Stempel origineller Naturtreue und Urwüchsigkeit an sich und gewinnen besonders durch die lobenswerte Kürze der Sätze an Kraft und Eigenart. Es läßt sich schwer entscheiden, welchem einzelnen Stück der Vorzug unbedingter Meistwertigkeit zuerkannt werden könnte. Mich persönlich hat die Novelle „Rolf Heuners“, nach Angabe des Verfassers unter den elfen die einzige „erfundene“, eine sagenhafte Wasgaugegeschichte aus der Schwedenzeit, ihres historischen Untergrundes wegen am meisten angezogen.

Nach einigen kleinen Ausstellungen fährt die Skizze fort: —

Weiteres hätte ich an der bis jetzt eigenartig in der elsässischen Literatur der Neuzeit dastehenden Erscheinung nicht zu rügen. Die Zahl der gemachten Aussetzungen ist eine verschwindend kleine im Vergleich zu den trefflichen Vorzügen, welche die Stegemann'sche Arbeit vor Hunderten von alltäglich-leichten Büchern auszeichnen. Wenn ich das Buch auch nicht der unerwachsenen Jugend gegeben, am wenigsten aber in den Händen unserer schwärmerisch-schöngeistigen „höheren Töchter“ sehen möchte, so muß ich aus ganz besonderen Gründen andererseits doch wünschen, daß es meine verstandesreiferen elsässischen Landsleute nicht unbeachtet lassen, sondern gern und fleißig lesen möchten.

Christian Schmitt.

Schweizer-Monatschrift „Städtebilder aus aller Welt“.

Schlicht und wahr, eine große Gemütsiefe widerspiegelnd, sind die Skizzen und Novellen „Mein Elsaß“ von Hermann Stegemann (Colmar, Max Wettig). Wir fühlen, daß der Autor sich durchweg auf dem ihm vertrauten, ja werthen Boden bewegt, daß er nur Gestalten im dichterischen Bilde festzuhalten sucht, die in greifbarer Lebenswirklichkeit seinem geistigen Auge vorschweben. Bauernnovelletten sind es voll starken Realismus' der Darstellung und voll echter Poesie. Sie atmen nichts von jener falschen Sentimentalität, die aus einer Fin-de-siècle-Stimmung heraus sich voll romantischer Schwermut plötzlich in einsame Wälder und Thäler vergräbt und nun in jeder Bauerndirne einen Engel der Unschuld und in jedem Bauern das Musterbild männlicher Kraft und Charakterstärke erblickt; sie haben aber auch nichts von jener Geistesarroganz an sich, die in jedem weniger gebildeten und schlichter gekleideten Menschen ein halbes Thier, jedenfalls ein niedrigeres Wesen erblickt. Stofflich bieten diese Erzählungen nichts Neues, ja nicht einmal viel Abwechslung, da es meist die alte, ewig' neue Lieb' ist, um die es sich dreht; aber dennoch werden wir beim

Lesen dieser kurzen, gedrungenen Skizzen nicht den Eindruck der Einförmigkeit oder des Altbekannten erhalten, denn es sind lebensvolle, eigenartige Individuen, deren Denken, Fühlen und Schicksal uns Stegemann vorführt. In ihrer Kürze und Prägnanz haben die Novelletten fast etwas Dramatisches, sie sind gleichsam der wiedererzählte Schlußakt einer Tragödie oder eines Schauspiels. Ja, nur der Schlußakt, denn in den meisten Erzählungen zeigt uns Stegemann nur die Katastrophe, die Krisis zum Guten oder Bösen, aber es fallen von dieser so kräftige Schlaglichter auf die Vergangenheit und die Charaktere zurück, daß wir Beides auch zugleich kennen zu lernen glauben.

Stegemann ist ein so jugendlicher Autor, daß man nach dieser Kraftprobe noch Hervorragendes auf dem Gebiete der Bauernnovelle erwarten darf. Möge sich nun auch bei größeren Arbeiten dieselbe Gestaltungskraft bewähren und der poetische Stimmungsreichtum derselbe bleiben.

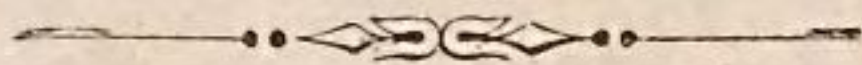
E. Brausewetter.

Der Abgott.

Modernes Drama.

„Neue Poetische Blätter.“

„Es ist ein echt modernes Drama, welches Hermann Stegemann mit diesem Buche der Oeffentlichkeit übergibt. Hat auch der Stoff selbst — wie er von den „Modernen“ geliebt wird — etwas Schauerliches an sich, so scheint doch Herr Stegemann manchem modernen Dramatiker gegenüber eine gewisse Technik voraus zu haben. Der Dialog ist knapp und die Charakterzeichnung ungemein scharf. Fast scheint uns, als ob für die Bühnenwirksamkeit sogar zuviel gethan sei, und eine Forcierung bringt leicht das Gegenteil einer beabsichtigten Wirkung hervor.“



Im Verlags-Magazin (J. Schabelitz) in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Maschinenalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit. Von Jemand. Zweite Auflage. — 4 Mark = 5 Fr.

Schlimme Geschichten. Drei Novellen. Von Gustav Adolf. — 1 Mk. 60 Pf. = 2 Fr.

Leute von heute. Fünf Zeitbilder von Chruseu. — 2 Mk. 40 Pf. = 3 Fr.

In der besten der Welten. Naturalistisch-soziales Lebensbild aus unsern Tagen. Von Walther Friedheim. — 80 Pf. = 1 Fr.

Liebeskämpfe. Novellen von Hermann Friedrichs. Inhalt: Das Kreuz der Liebe. — Das Mädchen von Antiochia. — Chryssoula. — Die schöne Unnahbare. — 5 Mk. = 6 Fr. 25 Cts.

Heißes Blut. Roman aus der französischen Provinz. 2 Theile. Von Hermann Gosselt. — 5 Mk. = 6 Fr. 25 Cts.

Ziel und Ende. Wiener-Roman von F. von Kapff-Essenther. 3 Bände. — 6 Mk. 40 Pf. = 8 Fr.

Aus meinen Erinnerungen. Von Georg Klappa. — 6 Mk. 50 Pf. = 8 Fr.

Viktoria. Roman von M. Rautsky. — 5 Mk. = 6 Fr. 25 Cts.

Gesammelte Erzählungen. Von Malwida v. Meysenbug, Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“. — 3 Mk. = 4 Fr.

Aus dem Reiche des Tantalus. Alfresco-Skizzen von W. L. Rosenberg. — 1 Mk. 60 Pf. = 2 Fr.

Vom Hudson bis zum goldenen Thor. Ernste und heitere Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. Von Joseph Treumann. 2 Bände. — 5 Mk. = 6 Fr. 25 Cts.



JOS. VOLLHERBST
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN

Stegemann, Hermann,

Dorfdämmerung Roman aus dem Elsass

Zürich 1892

DD.I 5581 i

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11584951-1